1,40 DM / Band 41
Schweiz Fr 1,60 / Österr. S 10,-

BASTEI

Neuer Roman

Damona King

Die Bezwingerin der Finsternis

H. P. Usher

Die magische Schlacht

Belgien F 27 / Frankreich F 3,50 / Italien L 750 / Luxemburg F 26 / Niederlande f 1,75 / Schweden kr 4,25 i.m. / Spanien P 65



Die magische Schlacht

Damona King Nr. 41

von Roland Rosenbauer

erschienen am 22.09.1980

Die magische Schlacht

Fahl leuchtete der Mond durch das glaslose, durchbrochene Fenster in die winzige Turmkammer. Der Mondschein fiel auf einen kleinen runden Tisch.

Darauf befand sich ein Schachspiel mit luxuriösen Figuren aus teuren Hölzern.

Über das Schachbrett, aus dem die weißen Felder geradezu hervorleuchteten, beugten sich zwei Köpfe. Zwei Männer blickten angestrengt auf das Brett.

Ihre wallenden langen Mäntel waren nicht zu sehen. Sie waren von der Farbe der Nacht: Schwarz wie der Tod. Schweigend machten die beiden Männer ihre Züge. Dabei blieben die Gesichter maskenhaft starr. Keine Regung zeigte sich in ihnen.

Nur schwer waren diese Gesichter im Mondschein zu unterscheiden. Es waren sehr alte Züge, das war deutlich zu erkennen. Alte Züge im Gesicht – alte Züge auf dem Brett. Das gealterte Leben spielte mit sich selbst um Gut und Böse.

Der rechts vom Brett sitzende Mann besaß einen schwarzen Vollbart und dunkle, stechende Augen. Das schüttere Haar umrahmte eine Halbglatze.

Das zweite hervorstechende Merkmal in diesem Gesicht war eine Hakennase, die jedem Tukan Ehre bereitet hätte. Kleine Falten um die Mundwinkel ließen auf Härte und Grausamkeit im Charakter dieses Spielers schließen.

Sein Gegner war das völlige Gegenteil. Er besaß einen wallenden weißen Vollbart. Seine Augen strahlten Güte und Freundlichkeit aus, und die Lachfältchen darunter zeigten, daß dieser Spieler Sinn für Humor besaß.

Die beiden Männer spielten um Leben, Verbannung oder Tod. Es war das letzte Spiel in dieser Saison – das Spiel der Entscheidungen…

»Diesmal bekomme ich dich, Achillon«, knirschte der Schwarzbärtige. »Ich werde dich mattsetzen, und meine Horden der Finsternis werden den Planeten Erde stürmen und zu einer Bastion des Bösen machen!«

»Spiel, Zankor«, forderte der andere den Sprecher auf. »Rede nicht!«

Zankor verstummte. Er konzentrierte sich wieder auf das Spiel.

Achillon war völlig ruhig geblieben. Seine Worte hatten ruhig und sanft geklungen. Der Weiße war ein ausgeglichener Mensch, den nichts erschüttern konnte.

Man schrieb das Jahr 1580. Der Turm, in dem das Spiel abgehalten wurde, gehörte zu Redwood Castle, einer Trutzburg in den Highlands von Schottland.

Das Schloß stand auf einer Anhöhe. Von dem Turm aus konnten die Spieler das ganze umliegende Land beobachten.

»Du bist am Zug, Zankor«, sagte Achillon und erhob sich, um aus dem schmalen Turmfenster zu sehen.

Dort unten waren Hunderte von Menschen versammelt.

Zwei feindliche Heere standen sich gegenüber. Die Burg befand sich in der Mitte der verfeindeten Parteien.

Der Vollmond beleuchtete die Umgebung so hell, daß selbst kleinste Details überdeutlich zu erkennen waren.

Von der anderen Seite der Burg war Hufgetrappel zu vernehmen.

Ein Reiter sprengte heran.

Er gehörte zum Heer des schwarzen Burggrafen Bolan, das sah der Magier sofort. Sie hatten sich mit einigen Campbells zusammengetan, um die Ländereien des Fürsten Donverary zu erobern.

Die Burg Redwood, auf der die beiden Magier ihr Schachspiel abhielten, stand auf neutralem Gebiet. Trotzdem hatten sich die

beiden Heere zu beiden Seiten des Castle aufgebaut, um die Festung zu stürmen.

Die Magier kümmerten sich nicht darum. Es lag in ihrer Macht, welches der beiden Heere siegen würde – zumindest solange das Spiel noch andauerte.

Der Reiter hielt eine Lanze in der Hand. Er senkte sie zum Angriff.

Zwei Wachposten des Donverary-Heeres sprangen auf und eilten dem Feind entgegen. Sie zogen ihre Schwerter.

Der schwarze Landsknecht war nicht mehr aufzuhalten. Ehe die beiden Wächter etwas tun konnten, hatte die Lanze den einen schon durchbohrt.

Der Reiter wendete sein Pferd und sprengte zurück. Seine Ein-Mann-Mission hatte einem der Gegner das Leben gekostet.

Achillon wandte sich ab und ging zum Spieltisch zurück.

Zankor hatte seinen Zug getan.

»Du bist dran, Achillon«, sagte der Schwarze grinsend. »Ich habe gezogen: Schwarzer Springer wirft weißen Bauern aus dem Feld…!«

Achillon dachte an den Toten, den er gesehen hatte, und verzog das Gesicht. Ein Bauer war gestorben. Er würde nicht das einzige Opfer in diesem Kampf bleiben…

***

Falkurd konnte kaum glauben, was er eben mit eigenen Augen gesehen hatte. Besaßen die schwarzen Horden Bolans doch tatsächlich die Frechheit, bei Nacht einzeln anzugreifen.

Das Heer mußte gewarnt werden! Aber im Augenblick ging ein Freundschaftsdienst vor.

Die Lanze hatte Oliver Beagan voll getroffen. Trotzdem lebte er noch. Er war ein tapferer Mann.

»Falk«, röchelte er, und das Blut lief ihm über das Kinn. »Bring mich zur Eiche. Ich will den Mond sehen.«

Der Wächter wußte zwar, daß sein Kumpan das nicht durchstehen würde. Trotzdem griff er nach dem Arm des Freundes.

»Ich… ich gehe heim …« Die Stimme Beagans war kaum noch zu vernehmen. Falkurds Wams klebte vom Blut des Freundes.

Erst jetzt brach Falkurd den Schaft der Lanze ab. Die Spitze zog er nicht aus der Wunde. Das hätte nur unnötige Blutungen verursacht.

Falkurd, als Söldner, im Dienste Lord Donverarys, wunderte sich darüber, daß der andere so lange durchhalten konnte. Eigentlich hätte Oliver Beagan längst tot sein müssen.

»Du gehst ins Land der Helden ein«, sagte Falkurd tröstend, auch um sich selbst zu beruhigen. Jeden Augenblick konnte wieder einer der Feinde angaloppiert kommen.

Es war eine Nacht des Todes, – und jeder konnte ihr nächstes Opfer

sein.

Endlich erreichten Falkurd und Oliver die Eiche. Der Krieger lehnte den Todeskandidaten mit dem Rücken gegen den Stamm.

Beagan sah nach oben. Das Licht der Sterne funkelte in seinen Augen. In dem Blick lag bereits ein Zug, der nicht mehr von dieser Welt war.

Plötzlich zuckte die Hand des Verletzten nach vorne. Der Arm wies auf das Castle.

»Die Todesengel!« röchelte er. »Dort, auf Redwood Castle sitzen sie und ergötzen sich an unseren Leiden. Sie spielen mit uns…«

Verwirrt blickte Falkurd den Freund an. Trieben ihn die Schmerzen schon in den Wahnsinn?

Schweiß perlte auf Olivers Stirn. Falkurd wischte ihn ab.

Die Stirn des Verletzten war heiß.

Da bäumte sich Oliver noch einmal auf. Sein Blick ging ins Leere.

Seine Hände zuckten hin und her.

Ging es jetzt zu Ende? Falkurd konnte es nicht mehr lange mit ansehen. Oliver hatte viel Blut verloren. Deutlich zog sich eine dunkle Spur vom Kampfplatz bis hierher zur Eiche. Beagan mußte längst verblutet sein…

»Sie töten uns!« schrie der Todgeweihte. »Sie bringen uns alle um! Gott kämpft mit Luzifer, und keiner wird je siegen…!«

Falkurd stand tatenlos daneben und konnte nichts für den Freund tun. Tatenlos mußte er mit ansehen, wie Oliver den Kampf mit den schwarzen Schatten der Ewigkeit ausfocht.

Da sank Oliver zusammen. Ein letztes Mal richteten sich seine Augen auf Falkurd.

»Räche mich, oh, Freund«, murmelte der Sterbende. »Räche mich. Bring den Schwarzen Lanzenteufel um! Zeige den Todesengeln, daß wir auch etwas wert sind!«

Falkurd konnte nur noch nicken. Ein Kloß bildete sich in seinem Hals. Er schluckte, dann suchte er nach Worten.

»Ich tue es«, entrang sich mühevoll seiner Kehle. »Ich werde deinen Tod mit dem Blut des Mörders vergelten.« Es klang wie ein Schwur.

»So gehe hin, ehe die Schergen hier sind«, sagte Beagan, dann sank er in sich zusammen.

Falkurd konnte nur noch den Tod des Kampfgefährten feststellen.

Oliver Beagan war als Held gestorben.

Dabei war er nur ein winziger Bauer gewesen im Schicksalsschach der Magier. Aber davon wußte Falkurd nichts. Schließlich war er selbst nur ein einfacher Bauer.

Er hatte einem Sterbenden ein Versprechen gegeben, das er halten mußte. Es hatte keinen Sinn, wenn er damit zu lange wartete.

Der Krieger stützte sich auf sein Schwert und richtete sich auf. Den Toten ließ er liegen, wie er gestorben war: aufrecht, an den Stamm

der Eiche gelehnt.
Erst jetzt schickte sich Falkurd an, die anderen Krieger zu wecken.
Zehn Minuten später war das ganze Lager in Aufruhr.
Verteidigungsbereitschaft wurde hergestellt. Nur Falkurd beteiligte sich nicht an diesen Vorgängen.
Er sattelte seinen Schimmel Halfpence und verließ das Heerlager.
Der schwarze Lanzenträger mußte getötet werden…

***

»Springer wirft Dame aus dem Feld!« Zankor grinste heimtückisch.
»Du verlierst an Macht, Weißer!« Achillon ließ sich davon nicht beeindrucken. Das Feld hatte sich inzwischen so gelichtet, daß der Schwarze Magier keine Figuren mehr im hinteren Feld stehen hatte.
Klammheimlich versuchte Achillon schon die ganze Zeit, einen Bauern ins hintere Feld des Gegners zu bringen, um sich die Dame zurückzuholen.
Im Augenblick sah die Lage sehr schlecht für den Weißen Magier aus. Er hatte einige wichtige Figuren verloren. Zwar sah Zankors Lage nicht viel besser aus, aber im Augenblick genoß der Schwarze leichte Vorteile.
Trotzdem war das Spiel noch lange nicht entschieden. Die beiden Könige waren so gut gedeckt, daß keiner dem anderen etwas anhaben konnte.
Trotzdem wußte Achillon, daß Zankor jetzt systematisch den weißen Verteidigungsring sprengen würde.
Der weiße Magier setzte seine ganze Hoffnung auf den Bauern.
Als er mit dieser Figur weitergegangen war, startete Zankor seinen Frontalangriff.

***

Falkurd sprengte auf seinem Hengst an Redwood Castle vorbei.
Irgendwo hinter der Burg lagen die Horden des Schwarzen Bolan.
Falkurd wollte sie finden und den Lanzenträger töten.
Zu diesem Zweck hatte der Krieger sich zusätzlich zu seinem Schwert noch eine Lanze mitgenommen. Er wollte es dem Lanzenträger mit gleicher Münze zurückzahlen.
Leider gab es einige Punkte, die Falkurds Unternehmen behinderten, wenn nicht gar unmöglich machten.
Zum einem war da der Hengst. Im Mondlicht schimmerte das edle Tier weiß wie ein Gespenst. Aber auf ein anderes Pferd hatte der Krieger sich nicht verlassen wollen.
Der Schwarze Lanzenträger hatte es da einfacher gehabt. Auf seinem Rappen hatte er das schützende Dunkel der Nacht für sich ausnutzen können. Der Erfolg war so auch auf seiner Seite gewesen.
Zum anderen durfte es schwierig sein, in Bolans großem Heer

ausgerechnet jenen Lanzenträger ausfindig zu machen, der Oliver getötet hatte.

Es war ein Himmelfahrtsunternehmen, das wußte Falkurd genau.

Aber sinnloser als dieser ganze Krieg war es auch nicht.

In diesem Augenblick vernahm der Kämpfer Pferdegetrappel.

Demnach hatte sich der Feind in Bewegung gesetzt. Es hörte sich an wie ein ganzes Heer.

Wagte Bolan etwa gar einen Nachtangriff?

Sollte er nur machen. Das Weiße Heer war jedenfalls gewarnt.

Die Feinde fielen in einem anderen Winkel aus. So trafen sie nicht mit Falkurd zusammen, der von der Burg ausgerechnet in einem Fünfundvierzig-Grad-Winkel auf das Lager zuritt.

Genau im entgegengesetzen Winkel waren Bolans Horden ausgefallen.

Spätestens in diesem Augenblick wußte Falkurd, daß er nun den Schwarzen Reiter nicht mehr erwischen würde. Aber zurück konnte er auch nicht mehr. Eine geheimnisvolle Macht trieb ihn vorwärts.

So ritt Falkurd unerbittlich auf das Lager zu. Vielleicht konnte er seine Rache auf eine andere Art durchführen.

Der Krieger wußte, daß Donverarys Frau von Schwarzen Kriegern entführt worden war. Vielleicht hatte er Glück, und sie war im Lager der Feinde zu finden.

Wenn sie sie nicht gleich getötet hatten, dachte Falkurd pessimistisch. Er traute dem Schwarzen Bolan so ziemlich jede Schandtat zu.

Als Falkurd sich kurz vor dem feindlichen Lager wähnte, stieg er ab und band seinen Hengst an einen Baum. Mit dem Schimmel wäre er nur unnötig aufgefallen und hätte Aufsehen erregt. Weiße Pferde waren schon von vorneherein verdächtig.

Der Krieger beruhigte das Pferd und schlich weiter. Dabei war er bemüht, kein Geräusch zu verursachen.

Aus der Ferne drangen jetzt Kampfgeräusche an Falkurds Ohren: Demnach waren die beiden Heere zusammengetroffen und fochten ihren nächtlichen Kampf aus. Wie viele tapfere Kämpfer mochten bei diesem Gefecht wieder ihr Leben lassen?

Es war müßig, an solche Dinge zu denken, wenn man größeres vorhatte. Falkurd ordnete seine Gedanken.

Endlich erreichte er das Lager. Es befand sich hinter einem Wäldchen und war gut geschützt angelegt worden.

Nur wenige Krieger waren als Wächter zurückgeblieben. Geschickt schlich Falkurd sich an ihnen vorbei.

Bolans Leute hatten einige Zelte aufgestellt. Wo würde ein Heerführer seine Gefangenen unterbringen?

Natürlich in der Mitte des Lagers, da dort nicht so leicht ein Befreier

hinkam. Dort war ein logischer Platz.
Falkurd hoffte nur, daß Bolan auch logisch handelte…
Immer wieder mußte der Weiße Krieger sich in den Schatten von Zelten stellen, da ihm Bolans Leute entgegenkamen. Zwar waren die meisten Kämpfer ausgerückt, aber es waren noch genügend dageblieben, um das Lager und die Gefangene zu verteidigen.
Falkurd kannte Lady Jessica flüchtig. Er hatte sie gelegentlich im Hof des Schlosses Donverary gesehen, war aber nie an sie herangekommen.
Lady Jessica war eine Adelige – Falkurd dagegen nur ein einfacher Kämpfer, der sein Leben für das Wohlergehen dieser Leute aufs Spiel setzen mußte. Trotzdem war Falkurd mit seinem Dasein ganz zufrieden. Es hätte ihn schlimmer treffen können.
Insgeheim fragte er sich, ob Bolan mit seinen Leuten ausgeritten, oder ob er im Lager zurückgeblieben war.
Am liebsten hätte er den Heerführer der Schwarzen Armee gleich umgebracht. Aber dafür dürfte er nicht gut genug gerüstet sein.
Bestimmt war der Feldherr von einer Horde von Wächtern umgeben.
Vorsichtig inspizierte Falkurd ein Zelt nach dem anderen.
Mehrmals ging er dabei das nicht unbeträchtliche Risiko ein, von Schwarzen Kriegern erwischt zu werden.
Aber Felkurd hatte Glück. Keiner hatte sein Eindringen mitbekommen, und so konnte er sich noch in relativer Sicherheit wiegen.
Plötzlich entdeckte der Weiße Kämpfer ein Zelt, vor dem zwei Wächter postiert waren.
In diesem Augenblick hätte Falkurd jede Wette gehalten, daß dies das Zelt war, nach dem er suchte.
Aber wie brachte er die Wachtposten vom Eingang weg?
In diesem Augenblick gab es weiter vorn einen Tumult. Einige Leute schrien durcheinander, und bald war das halbe Lager auf den Beinen.
Falkurd lief es heiß und kalt über den Rücken, als er erfuhr, was da los war.
Das hatte ihm noch gefehlt!
Jemand hatte den Schimmel gefunden. Der Hengst war wohl doch zu auffällig gewesen.
Jetzt wußte Falkurd, daß er keine Zeit mehr verlieren durfte. Die Wächter interessierten ihn im Augenblick gar nicht mehr.
Es ging auch anders.
Der Krieger huschte hinter das Zelt, wo keine Wachen waren.
Dann zog er das Schwert und trennte den Stoff der Zeltwand auf, bis er einen Eingang für sich geschaffen hatte.
Einige erstickte Schreie waren im Zelt zu vernehmen. Jedoch wurden sie sofort wieder gedämpft, als Falkurds Gestalt im Lichtschein der

Kerzen sichtbar wurde.

Es handelte sich um Lady Jessica. Sie hatte den Krieger seltsamerweise wiedererkannt. Damit hätte Falkurd nicht in seinen kühnsten Träumen gerechnet. »Wir müssen verschwinden! Beeilen Sie sich!«

Bei Lady Jessica of Donverary waren noch zwei Zofen, Falkurd führte auch sie durch die Öffnung hinaus.

Die Flucht durch das feindliche Lager begann. Es wurden nicht viele Worte gewechselt. Die Situation war gefährlich genug.

Die Schwarze Armee war gewarnt. Sie wußten, daß sich ein Fremder im Lager herumtrieb.

Jeden Augenblick konnte jemand auf die Idee kommen, daß es klug wäre, nach den Gefangenen zu sehen. Sicher wurde die Flucht bald bemerkt.

Eine der Zofen stolperte. Sie schrie unterdrückt auf.

Als Falkurd ihr helfen wollte, kamen eben drei Schwarze Krieger hinter einem Zelt hervor. Sie fackelten nicht lange.

Ein Schwert sauste auf Falkurds Genick nieder und tötete ihn sofort. Die Zofe wurde erstochen.

Lady Jessica war die einzige, die fürs erste entkommen konnte.

Auch die zweite Zofe wurde aufgegriffen und sofort ermordet.

Die Dame war frei. Ein Bauer hatte sich geopfert…

***

Achillon atmete auf, als er seine Dame zurückgeholt hatte.

Der Bauer war aus dem Spiel.

Inzwischen strebte das Spiel Zug um Zug einem Höhepunkt entgegen. Bald mußte eine Entscheidung fallen.

Durch den Zugewinn der Dame hatte Achillon wieder aufgeholt.

Im Augenblick existierte sogar eine Art Pattsituation.

Immer mehr Figuren fielen aus dem Spiel heraus. Das Gefecht war in vollem Gange.

In den Spiel- und Denkpausen brauchten die beiden Magier nur aus dem Fenster zu blicken, um das Ergebnis ihres Spiels zu sehen.

Dort unten vor der Burg fielen Mann um Mann, Pferd um Pferd ins Gras und verbluteten.

Es war die Nacht des Blutes und der Entscheidungen…

Als Zankor eben einen Turm Achillons aus dem Spiel warf, schüttelte der Weißhaarige den Kopf.

»Wir spielen wie die Barbaren. Wie die Berserker wüten wir auf dem Brett! Wo bleibt die Feinheit des königlichen Spiels?«

»Lamentiere nicht, Alter, sondern mach weiter!« fuhr Zankor den Gegner an. »Ich möchte bald meinen wohlverdienten Platz auf dieser Welt einnehmen…!«

»Räuberschach ist es, was wir da spielen!« fuhr Achillon fort.
»Nichts anderes als minderwertiges Räuberschach!«
In diesem Augenblick rückte er mit einem Läufer vor und warf einen Springer aus dem Feld. »Aber das kann ich auch. Ich passe mich deiner Spielweise an!«
»Sehr schön.« Zankor grinste. Sein letzter verbliebener Turm fegte den Springer vom Brett.
»Zieh, Achillon!«
Der Weiße Magier konzentrierte sich. Er mußte die Dame ins Spiel bringen, das war jetzt das Wichtigste.
Dem Siegeszug des Bösen mußte Einhalt geboten werden…!

***

Jessica of Donverary hatte fürs erste ihre Verfolger abgeschüttelt. Sie beschrieb einen Bogen und kam zurück ins Zentrum des Lagers, wo das Zelt stand, in dem sie gefangen gehalten worden war.
Hier würden die Gegner sie wohl am wenigsten vermuten…
Zwischen dem Gefangenenzelt und dem Führungszelt Bolans existierte ein großer freier Platz.
Im Augenblick befand sich kein Mensch hier. Dafür entdeckte Lady Jessica ein weißes Pferd, das an eine Querstange gebunden worden war.
Ein Hengst aus der Zucht derer von Donverary…!
Das Pferd ihres Retters!
Jessica zögerte nicht lange und eilte auf, das Reittier zu.
Als sie neben Halfpence stand, hatte sie plötzlich viel Zeit. Sie wollte das Pferd nicht scheu machen.
Beruhigend sprach sie auf das Tier ein und streichelte ihm die Nüstern und die wallende Mähne.
Die First Lady of Donverary wußte, wie man Pferde zu behandeln hatte.
Erst als das Tier vollkommen ruhig war, band Jessica den Hengst los. Sie führte ihn über den Platz. Zwischen den Zelten stieg sie auf und schwang sich in den Sattel.
Dabei saß sie so fest und gerade auf dem Rücken des Tieres wie ein Ritter. Sie brauchte keine Damensättel, wie sie auch keine Röcke trug. Auf Schloß Donverary hatte Lady Jessica nicht nur symbolisch die Hosen an.
Damit war sie der aktuellen Damenmode um einige Jahrhunderte voraus.
Jetzt nahm Lady Jessica auf nichts und niemandem mehr Rücksicht. Sie trieb das Pferd an und sprengte auf Halfpences Rücken durch das Lager.
Einzelne Kämpfer stellten sich ihr entgegen, aber Lady Jessica ritt sie

einfach nieder. Halfpences Hufe stießen die Gegner zu Boden.
Die Männer waren nicht einmal mehr dazu gekommen, ihre Schwerter zu ziehen…
Ehe die Schergen des Schwarzen Bolan sich versahen, hatte Lady Jessica of Donverary das feindliche Lager schon verlassen. Sie wußte, wo ihre Leute lagerten.
Auf dem halben Weg zum Redwood Castle hörte Lady Jessica Hufgetrappel hinter sich.
»Die haben lange gebraucht«, murmelte sie.
Jetzt, da sie wußte, daß die Verfolger hinter ihr her waren, trieb sie Halfpence zu noch größeren Leistungen an.
Der Hengst folgte den Leitimpulsen mit Leichtigkeit. Erst jetzt wurde Jessica die Energie gewahr, die in dem Tier steckte.
Die verfolgenden schwarzen Reiter hatten keine Chance.
Kurz vor der Burg scheute der Hengst plötzlich und schlug eine andere Richtung ein. Jessica wunderte sich zwar darüber, aber sie ließ das Tier gewähren, als sie sah, daß es nur nicht direkt an der Burg vorbeieilen wollte.
Auch die Lady Donverary spürte den eiskalten Hauch, der von dem Castle ausging.
Seltsamerweise wurden sogar Jessicas Verfolger von der direkten Route abgelenkt und galoppierten an Redwood Castle vorbei.
Die Lady vermochte allerdings nicht genau zu sagen, ob die Schergen Bolans wegen der magischen Barriere oder wegen Jessica selbst aus der Richtung gekommen waren.
Immerhin hatten sie die Lady of Donverary zu verfolgen…
So oft es ging sah Jessica sich um.
Die Verfolger hatten jetzt eine Gegenrichtung eingeschlagen, die sie von Jessica weg, aber nicht zum Lager zurück führte.
Dieses Verhalten schien der Lady höchst seltsam zu sein.
Offenbar wurden die Schwarzen auch von der magischen Strahlung beeinflußt…
Nur wegen ihrer großen Sensibilität hatte Jessica überhaupt die magische Strahlung spüren können. Normalerweise waren Menschen für solche Impulse entweder nicht empfänglich, oder sie waren ihnen willenlos ausgeliefert.
Jessica wußte, daß das auch auf ihre eigene Situation zutraf. Sie wußte, daß sie irgendwie gelenkt wurde, konnte aber nichts dagegen tun.
Plötzlich riß Jessica das Pferd herum. Es geschah völlig unerwartet und impulsiv. Die junge Frau selbst hatte nichts derartiges im Sinn gehabt.
Das war der Beweis! Jemand setzte Jessica für seine eigenen Ziele ein.

Mit der Nüchternheit eines unbeteiligten Beobachters sah die Lady das alles, obwohl sie mitten im Spiel und einer der Hauptakteurinnen war. Trotzdem blieb Jessica eiskalt.

Von ihrer Mutter hatte Jessica gehört, daß eine ihrer Vorfahren mütterlicherseits eine Hexe gewesen sein sollte. Vielleicht hatte sie daher ihren Spürsinn geerbt.

Aber all das war im Augenblick einerlei. Viel wichtiger war es, die augenblickliche Situation zu meistern, in die sie so unversehens geriet.

Jessica galoppierte direkt auf die Reihen der Kämpfenden Krieger zu. Dabei war sie vollkommen unbewaffnet…

War ihr Tod schon vorherbestimmt worden…?

***

»Du spielst gut, Achillon«, lobte Zankor seinen Gegenspieler. »Fast wünschte ich, du wärst einer von uns…«

Der Weißmagier wußte im Augenblick nicht, ob der andere es ernst meinte oder ob er ihn nur verspotten wollte.

»Meine Seele bekommst du nie!« stieß der Weiße hervor. »Eher verschmelze ich in einem Weißen Seelenkollektiv!« Die Augen des Weißhaarigen sprühten.

Als Achillon gewahr wurde, daß der andere ihn möglicherweise nur wütend machen wollte, um ihn zu einer unüberlegten Handlung zu verleiten, beruhigte er sich wieder.

»Und was das Spiel angeht«, fuhr er fort, »so habe ich mich nur deinem Stil angepaßt, weiter nichts. Falls dieses Spiel wieder unentschieden ausgehen sollte, wird das nächste nach meinen Regeln gespielt, ob du das akzeptierst oder nicht!«

In diesem Augenblick strahlte Achillon eine Macht aus, die niemand diesem sonst so sanftmütig wirkenden Mann zugetraut hätte.

Jetzt war Achillon plötzlich so stark, daß sogar der Schwarze vor ihm zurückwich.

In Zankors Augen war blanke Furcht zu lesen.

»Angenommen«, stieß der Finsterling hervor. »Aber es wird kein nächstes Spiel mehr geben!« knirschte er leise, gerade so laut, daß Achillon es noch hören konnte.

»Das steht erst fest, wenn dieses Spiel hier beendet ist«, erwiderte der Weißmagier ruhig. »Du bist am Zug, Zankor!«

***

Das nächtliche Schlachtfeld sah grauenhaft aus. Im Mondlicht wirkte alles bizarr und morbid.

Überall lagen die gefallenen Leichen der Kämpfer im Gras.

Es war ein schrecklicher Anblick.

Die beiden Heere hatten sich gegenseitig fast aufgerieben.

Nur wenige Kämpfer fochten noch.

Ein Reiter kam Jessica entgegen. An dem weißen Pferd erkannte sie, daß es einer der Ihren sein mußte.

Der Krieger kam heran und zügelte erst knapp vor der Lady sein Pferd.

Jessica war stehengeblieben, als sie den Reiter nahen gesehen hatte.

Der andere erschrak, als er die Frau erkannte.

»Mylady!« stieß er hervor. »Das ist doch nicht möglich!«

»Ich bin es«, erwiderte sie ruhig. »Gib mir eine Waffe und geleite mich zu meinem Mann. Wo ist er?«

»Mitten im Kampfgetümmel«, gab der Reiter zur Antwort.

Er reichte der Lady sein Schwert.

Obwohl es sehr schwer war nahm Jessica es mit leichter Hand entgegen. Sie konnte damit umgehen.

»Der Schwarze Bolan muß hier auch irgendwo sein«, erklärte der Krieger. »Ich wünschte, wir könnten ihn töten, oder seiner zumindest habhaft werden. Wahrscheinlich wäre der Krieg dann vorbei…«

»Das nehme ich an«, sagte Lady Jessica of Donverary nur. Sie sah den Mann auffordernd an. »Na, los, worauf warten wir noch? Mein Mann braucht Unterstützung!«

Der Krieger nickte und warf sein Pferd herum. Zuerst legte er einen langsamen Trab ein. Erst als er sah, daß die Lady ihm mühelos folgte, leitete er in einen mittleren Galopp über.

»Schneller!« rief Jessica ihm zu. »Im Kampf zählt jede Minute!«

Gleich darauf hatten sie das Kampfgetümmel erreicht. Nur wenige Männer kämpften noch zu Pferde. Der Kampf war auf den Boden verlegt worden.

Die Schlacht wurde von der marschierenden Truppe ausgetragen.

Aber Jessica wollte nicht auf ihr Pferd verzichten. Mit Halfpence war sie beweglicher und konnte überall dort eingreifen, wo Not am Mann war.

Ohne daß Jessica selbst es wußte, trat die Schlacht jetzt in ihre entscheidende Phase.

Es dauerte eine Weile, bis Jessica ihren Mann, den Lord of Donverery, zu Gesicht bekam.

Eben mußte er sich gegen zwei Kämpfer gleichzeitig zur Wehr setzen.

Die Lady zögerte nicht lange und nahm das Schwert fester in die Hand. Sie sah, daß ihr Mann in Gefahr lief, auf eine Felswand zugedrängt zu werden.

Schon trieb sie Halfpence an.

Die Lady of Donverary kam angaloppiert. Gegen die Dame hatten die beiden Kämpfer keine Chance.

Den einen ritt Jessica einfach nieder. Dabei streifte sie ihn aber obendrein auch noch mit dem Schwert.

Geschafft! Der Kerl brauchte nichts mehr.

Aus den Augenwinkeln sah Jessica, wie im Hintergrund ein weißer Reiter von einem Läufer getötet wurde.

Jessicas Herz schlug bis zum Hals. Hoffentlich war der Mann zu Pferde nicht jener Kämpfer gewesen, der ihr sein Schwert überlassen hatte…!

Er hatte sich von einem der Toten eine neue Waffe besorgen wollen.

Aber darüber konnte Jessica jetzt nicht nachdenken. Der Lord of Donverary wurde noch immer bedrängt.

Die Lady wendete und sprengte noch einmal heran. Ihr Schwerthieb spaltete dem Bauern den Schädel.

Es hatte sich um einen Leibeigenen gehandelt, den der Schwarze Bolan für seine düsteren Zwecke eingesetzt hatte.

Beinahe tat es Jessica leid, daß sie diesen Mann hatte töten müssen.

Er konnte nichts dafür.

Trotzdem war er eine Gefahr gewesen:

»Danke!« rief der Lord seiner Gemahlin zu. »Das war knapp!«

Jetzt stutzte er. »Wo kommst du überhaupt her?«

»Direkt aus der Gefangenschaft Bolans.« Sie stieg ab und kam auf ihren Mann zu. Die beiden umarmten sich, während um sie herum der Kampf weiterging.

Ein Kämpfer nach dem anderen fiel. Dabei hielten sich die Verluste auf beiden Seiten seltsamerweise immer die Waage.

Die Begrüßung dauerte nicht lange. Es war zu gefährlich. Das konnten sie später nachholen, falls dann noch Zeit dafür war.

Und wenn beide heil aus dieser Schlacht hervorgegangen waren.

Das Schlachtfeld zog sich jetzt immer enger um Jessica und den Lord zusammen.

Die letzten Kämpfer fochten die Entscheidung in unmittelbarer Nähe aus.

Es half nichts. Der Lord und seine Frau mußten in das Geschehen eingreifen, wollten sie die Schlacht letzten Endes doch noch für sich entscheiden.

***

»Noch vor Morgengrauen habe ich dich, Achillon!« grinste der Schwarzmagier. »Auch wenn uns beiden alle Zeit dieser mickrigen Welt zur Verfügung steht – in spätestens einer halben Stunde bist du vernichtet!«

»Noch sind es zwei Stunden bis Sonnenaufgang«, gab Achillon zurück. »Ich stimme dir zu. Ich weiß, daß bald die erste Entscheidung fallen wird: entweder noch in dieser Nacht, oder aber erst in vierhundert Jahren… – Aber die Entscheidung wird kommen!«

»Rede nicht! Spiele!« fuhr Zankor seinen Spielgefährten und Todfeind an. »Die finsteren Horden wollen die Erde haben!«

Achillon nahm die Dame zur Hand und zog quer.
»Schach!« sagte er.
Zankor zuckte zusammen. Offenbar hatte er nicht mit dieser Möglichkeit einer Wende gerechnet. Einen Augenblick lang betrachtete er die neue Situation, dann plazierte er den König auf ein anderes Feld.
»Schach!« wiederholte Achillon und zog mit seiner Dame nach.
Zankor wich mit seinem König zurück.
Jetzt griff der Weißmagier sich einen Läufer und plazierte ihn in Diagonalrichtung zu Zankors König.
»Schach!«
Zankor stieß einen fürchterlichen Fluch aus. Erneut mußte er seinen König zurückziehen.
Achillon brachte seinen letzten Springer in Bereitschaft.
Zankor zog mit seiner Dame und bot nun seinerseits Schach.
Achillon blieb ruhig. Im Augenblick übersah er das Spiel ganz gut.
Der Weißmagier war nicht unbedingt auf einen Sieg aus, obwohl das natürlich das beste gewesen wäre.
Aber Gut und Böse waren zu ausgewogen verteilt, als daß das eine vom anderen hätte besiegt werden können. Zumindest war es in dieser Zeit so, in der die beiden Magier spielten.
Der Weißmagier war mit einem Unentschieden völlig zufrieden, da es dem Bösen für weitere vierhundert Jahre die Machtergreifung auf der Erde verwehrte.
Dem Guten allerdings auch.
Wurde ein Unentschieden herausgespielt, dann mußten die Menschen in den nächsten vierhundert Jahren ihre eigene Entwicklung durchmachen. Sie konnten für sich das Gute und das Böse verteilen, wie sie es selbst als richtig empfanden.
Dabei konnte die Ausgangsbasis für ein Spiel im Jahr 1980 besser oder auch schlechter für Achillon sein; das hing davon ab, wie die Menschheit sich entwickelte.
Weder der Weiße noch der Schwarze Magier trauten den Menschen hier viel zu. Das Volk war einfach zu unbestimmbar.
Die Menschen waren viel zu vielen Einflüssen ausgesetzt, als daß eine Entwicklung eindeutig bestimmt werden konnte. Zankor grinste. Endlich hatte er das Spiel zu seinen Gunsten verändert. Aber noch war alles möglich…
Tatsächlich zog Achillon seinen König zurück.
Zankor rückte mit seiner Dame weiter. Wenn Achillon nicht aufpaßte, dann fiel beim nächsten Zug die Weiße Dame.

***

Ganz plötzlich war die Schwarze Frau da und griff den Lord an.

Jessica erkannte die Gräßliche Phyllis sofort.
Sie war die einzige Kämpferin im Heer des Schwarzen Bolan, eine Frau, die vor nichts zurückschreckte. Besonders weidete sie sich immer an den Qualen der Gefolterten.
Gerüchten zufolge sollte sie der Schwarze Bolan sogar schon als Henkerin eingesetzt haben.
Die Gräßliche Phyllis hatte kurzgeschnittene schwarze Haare und einen breiten, vorstehenden Unterkiefer.
Sie war etwa einen Meter achtzig groß und ansonsten aber eher schmächtig gebaut. Aus der Ferne glaubte man einen Krieger vor sich zu haben.
Erst aus der Nähe erkannte man an den etwas breiteren Hüften und an den mittelgroßen, gepanzerten Brüsten, daß es sich um eine Frau handelt.
Der Lord of Donverary wich zurück.
Die Gräßliche Pyllis hatte ihr Schwert gezückt und wollte eben auf den Lord losgehen, als sie Jessica erblickte.
Sofort änderte sie die Richtung und griff Jessica an.
»Auf diesem Schlachtfeld gibt es nur eine Frau!« knurrte sie. Selbst ihre Stimme klang wie die eines Mannes. Daran und an ihrem aufgeschwemmten Gesicht war zu sehen, daß diese Frau sehr dem Alkohol zusprach.
Jessica hob ihr Schwert und nahm den Kampf an. Der Lady of Donverary war dabei allerdings nicht sehr wohl zumute.
Obwohl Jessica auch kämpfen konnte, wußte sie doch, daß sie in ihrer Gegnerin eine ausgebildete Kämpferin zu besiegen hatte. Ob sie das schaffte…?
Nein! Sie durfte nicht an sich zweifeln! Wenn sie so anfing, dann war schon von vornherein alles verloren!
Metall krachte gegen Metall, als die Schwerter der beiden Frauen gegeneinanderprallten.
Funken stoben.
Die Gräßliche Phyllis war eindeutig im Vorteil. Davon einmal abgesehen, daß sie die bessere und skrupellosere Kämpferin war, so war sie zu allem Überfluß auch noch gut gepanzert.
Jessica kämpfte dagegen in der Kleidung, in der sie vom Schwarzen Bolan entführt worden war: ein langes Kleid, eine teuere Jacke und darüber einen langen Mantel.
An sich behinderte die Kleidung die Lady of Donverary. Allerdings vermochte Phyllis sich in ihrer Rüstung auch nicht besser und flinker zu bewegen – eher im Gegenteil.
Unermüdlich droschen die beiden Damen aufeinander ein.
Dabei parierte Jessica so gekonnt wie die Gräßliche Phyllis. Es war ein harter Kampf.

Jessica wunderte sich nach einer Weile, daß die Gräßliche Phyllis sich doch an die Regeln der Fairneß zu halten schien. Von einem Mitglied der Schwarzen Horde hätte die Lady das nicht erwartet.

Aber hier hatte Jessica sich getäuscht.

Ehe die Lady of Donverary sich versah, hatte ihr ihre Gegnerin schon ein Bein gestellt. Rücklings fiel Jessica gegen den Felsen. Sie konnte nichts dagegen tun.

Sie stieß sich den Kopf und das Kreuz an dem harten Gestein.

Zu allem Überfluß entglitt ihr auch noch das Schwert.

Würde die Gräßliche Phyllis das jetzt ausnutzen und zustechen?

Im Augenblick war Jessica wehrlos.

Bunte Kreise tanzten vor ihren Augen, und in ihrem Rücken brannte ein stechender Schmerz, der ihr beinahe die Besinnung raubte.

Plötzlich vernahm Jessica einen Schrei und laute Schritte.

Sie blinzelte und sah aus den Augenwinkeln, daß ein anderer weißer Krieger die Gräßliche Phyllis angriff.

Jetzt mußte sich die Schwarze Dame wehren. Im Augenblick war ihre Aufmerksamkeit von Jessica abgelenkt.

Das war Jessicas Glück. Sie mußte diese Situation ausnutzen.

Unter größten Mühen gelang es ihr, sich aufzurichten. Es fiel ihr schwer, zu gehen, aber sie biß die Zähne zusammen und schaffte es.

Die junge Lady of Donverary sah sich um.

Hinten in einer kleinen Schlucht weidete Halfpence. Dem Pferd ging es offenbar ganz gut.

Der Lord of Donverary kämpfte eben gegen den Schwarzen Bolan.

Jessica wurde es heiß und kalt, als sie dies sah.

In diesem Augenblick schienen ihre Schmerzen zu weichen.

Sie hob ihr Schwert auf und wankte zum Kampfplatz hinüber.

Nur wenige Krieger rührten sich hier noch. Die meisten kämpften gegeneinander. Keiner konnte in den Zweikampf der Heerführer eingreifen.

In diesem Augenblick brachte die Gräßliche Phyllis den weißen Krieger um.

Jessicas Herz schlug bis zum Hals. Sie hoffte nur, daß es sich bei dem Hingemordeten nicht um den Mann handelte, dessen Schwert sie genommen hatte.

Der Kämpfer hatte sich bei einer Leiche eine neue Waffe besorgen wollen. Jessica hoffte nur, daß er lebend aus dieser Schlacht entkam.

So schnell es ging, rannte Jessica auf den Schwarzen Bolan zu. Ihr Schwert hatte sie erhoben. In diesem Augenblick war aber auch schon die Gräßliche Phyllis heran und griff den Lord of Donverary an.

Ein Kampf Mann gegen Frau und Frau gegen Mann entbrannte.

Plötzlich kamen auch noch andere Kämpfer heran und mischten sich in den Streit ein, darunter auch zwei Reiter.

Unvermittelt brach der Kampf ab.
Keiner der Kämpfenden konnte noch eine Bewegung ausführen.
Alle waren gefangen. Jeder kämpfte gegen jeden, und die beiden Könige waren plötzlich so eingekesselt, daß sie sich nicht mehr bewegen konnten.
In diesem Augenblick wurde der Turm von Redwood Castle in loderndes Feuer gehüllt. Es waren sengende Energien, die jedoch keinen Schaden anzurichten schienen, da der Turm nicht wirklich brannte.
Hexenspuk!
Die beiden Heere stoben auseinander und flohen.
Der Kampf war beendet.

***

»Unentschieden«, sagte Achillon zufrieden. »Wir treffen uns in vierhundert Erdenjahren wieder.«
Die Lippen des Schwarzmagiers bebten. »Zu deinen Bedingungen«, murmelte er leise. »Ich war zu selbstsicher…«
Zankors Blick heftete sich auf das Spielfeld.
Die Figuren bewegten sich wie von selbst und kollerten quer durcheinander über das Spielfeld.
Um den Schwarzmagier breitete sich ein roter Leuchtschein aus, der bald den ganzen Turm mit einschloß.
Der Mann, der das abgrundtiefe Böse verkörperte, kehrte in seine Dimension zurück.
Einige Zeit hielt sich noch ein schwefliger Gestank im Raum, dann war auch das vorüber.
Achillon lächelte.
Wieder einmal hatte er die Erde gerettet, die Welt, auf der auch er lebte.
Er erhob sich und verließ die kleine Turmkammer.
In einer getarnten Mulde im Wald drüben befand sich sein Flugwagen.
Er kehrte zurück zu seiner Basis, die für die Begriffe der Menschen des Mittelalters unsagbar weit entfernt war.
Achillon, der Weise und Weißmagier kehrte zum Himalaya zurück, um zu schlafen.
Die Nacht dauerte vierhundert Jahre…

***

GEGENWART: Schottisches Hochland. King's Castle:
»Ach – am liebsten würde ich heute den ganzen Tag über im Bett bleiben.« Damona reckte sich und gähnte. Dann sah sie auf die Uhr.
Es war schon zehn.
»Dann bleib' doch«, erwiderte Mike Hunter. Der Freund und

Generalbevollmächtigte der Firma lag neben ihr. »An einem Sonntag hat wohl jeder das Recht, auszuschlafen, oder?«

»Nichts dagegen einzuwenden«, meinte Damona und drehte sich wieder um. »Ich träumte schon lange davon, mal einen ganzen Tag im Bett verbringen zu können.«

»Nicht nur du«, gab Mike zurück. »Ich bin froh, daß ich heute nichts Geschäftliches zu erledigen habe. Die letzten Tage waren hektisch. Ich dachte schon, die Verhandlungen mit den Arabern nehmen gar kein Ende mehr.«

Es ging um einen Flughafen, den der King-Konzern in Saudi-Arabien bauen wollte. In der Wüste sollte ein riesiger Komplex entstehen.

»Die Scheichs sind größenwahnsinnig«, fuhr Mike fort. »Brauchen die ein extra Landefeld für Staatsgäste, eines für Touristen, eines für Pilger und was weiß ich noch alles. Bin ich froh…«

»… daß alles vorüber ist, ich weiß«, fiel Damona ihm ins Wort.

Ihre Stimme wurde sanfter, veränderte sich fast zu einem sanften Schnurren. »Aber bitte, Liebling, laß die Geschäfte Geschäfte sein und denk' daran, daß heute Sonntag ist, ja? Wir haben den Auftrag der Scheichs bekommen, und damit ist alles in Ordnung. Findest du nicht?«

»Richtig«, gab Mike zurück. »Ich sehe, wir sind uns einig. Verbringen wir diesen herrlich nebligen Sonntag also im Bett, und…«

»Woher willst du wissen, daß dieser Sonntag vernebelt ist?« wollte Damona wissen. »Du warst doch heute noch nicht draußen, oder?«

»Nein«, gab Mike zu. »Ich schlafe seit Mitternacht, oder genauer gesagt, seit dem Augenblick, da wir beide uns heute Nacht zum Schlafen umgedreht haben.« Er lächelte, als er an den vergangenen Abend dachte. Sie hatten bei Kerzenschein zusammen Wein getrunken, und es war ein sehr seltener romantischer Abend geworden…

»Warum sollte es nicht neblig sein?« fuhr Mike, seine Gedanken unterbrechend, fort. »Hier in dieser Gegend ist es doch immer neblig, oder nicht?«

»Nicht immer«, sagte Damona in gespielter Ernsthaftigkeit. »Vor vier Jahren hatten wir einen Sommer – so heiß, daß wir hier dem Kontinent alle Ehre gemacht haben…«

»Dafür gab es dort 1976 diese schrecklichen Waldbrände in Deutschland, Frankreich und Italien«, entgegnete Mike. »Ich hab' da so einiges miterlebt.«

Unvermittelt schlug Damona die Bettdecke zur Seite und erhob sich.

»Was soll das denn?« wunderte sich der ehemalige Versicherungsdetektiv. »Ich dachte, du wolltest den ganzen Tag im Bett bleiben…?«

»Will ich auch«, gab Damona zurück. »Aber jetzt möchte ich

Gewißheit…!«

Sie lief zum Fenster und schob den dunkelbraunen Vorhang zur Seite, der kaum Licht durchließ. Eine Sekunde später war sie schon wieder auf dem Rückweg ins Bett.

»Du hast recht«, sagte sie. »Es ist neblig.«

Eben als Mike zu einer Antwort ansetzen wollte, klingelte das Telefon. Der Bequemlichkeit halber hatte Damona sich einen Nebenstellenapparat ins Schlafzimmer legen lassen.

Die junge Konzernchefin gähnte. »Wer mag das denn sein?«

Sie setzte sich auf die Bettkante und nahm den Hörer ab.

Das Telefon stand auf dem Nachttischchen.

»King«, meldete Damona sich knapp.

Gespannt hörte Mike zu. Er konnte nicht verstehen, was am anderen Ende der Leitung gesprochen wurde.

»Ach, Onkel Duncan«, sagte Damona gleich darauf. »Tut mir leid, aber das hatte ich völlig vergessen. Bis gestern hatten wir schwierige Verhandlungen, weißt du, und da wollten wir mal richtig ausschlafen…«

Der Mann am anderen Ende der Leitung redete weiter. Damona machte ein betroffenes Gesicht.

»Gut«, entschloß sie sich dann. »Wir kommen heute Nachmittag vorbei. Zwischen vierzehn und fünfzehn Uhr, denke ich…«

Der andere sagte noch etwas, dann schüttelte Damona unvermittelt ganz energisch den Kopf. »Keine Widerrede! Das möchte ich mir ansehen. Bis später dann.« Ohne den anderen noch einmal zu Wort kommen zu lassen, legte sie auf.

»Es wird wohl nichts mit dem Tag im Bett«, wandte sie sich an Mike. »Ich vergaß ganz, daß uns mein Onkel Duncan of Chalktree für heute zu seiner Silberhochzeit eingeladen hatte. Er rief eben an, und wollte wissen, wo wir bleiben.«

»Und was willst du dir unbedingt ansehen?« hakte Mike sofort nach. »Wenn mich nicht alles täuscht, dann schwang in diesem Gespräch noch etwas anderes mit.«

»Richtig geraten«, erwiderte die Konzernherrin sogleich. »Onkel Duncan überlegte, ob er die Feier nicht abblasen soll. Auf seinem Castle ist nämlich eine Art Schlafkrankheit ausgebrochen…«

Mike gähnte. »Kann ich verstehen. Ich wäre heute auch ganz gerne im Bett geblieben.«

»So ist es nicht«, hakte Damona sofort nach. »Die Leute fallen einfach um wie vom Blitz getroffen…«

***

Die Nebelschwaden wallten über dem Moor und wollten sich gar nicht mehr verziehen. Seit zwei Tagen hielt der Nebel jetzt an und

hüllte die triste Umgebung des Castle in graue Schleier.
Phil Coonz sah aus dem Fenster seines Zimmers und hing trüben Gedanken nach. Gestern hatte ihn seine Freundin verlassen und ihre Gunst einem Pferdeknecht geschenkt.
Wie konnte Chris nur so dumm sein und ihn einen Butler, gegen einen Pferdeknecht eintauschen…?
Aber die Liebe ging oft seltsame Wege.
Nachdenklich blickte Coonz hinaus und ließ sich die feuchtkalte Luft um die Nasenspitze wehen.
Die Straße, die zum Castle führte, war kaum zu sehen.
Auch die wenigen Häuser vor der Burg, die die Siedlung Redwood-Town bildeten, wurden von Nebelschleiern fast gänzlich verhüllt.
Coonz konnte sich nicht vorstellen, daß es in dieser Gegend jemals einen Wald gegeben hatte. Dort draußen, wo es nur gelbliche Gräser und Sumpf gab, sollte einmal ein Wald existiert haben?
Redwood – nach diesem Wald war das Schloß benannt worden.
Aber das mußte lange her sein. Die Schiffbauer hatten den Wald abgeholzt und in Segelschiffe verwandelt. Als Fregatten und Schoner waren die Überreste des Waldes dann in der Welt umhergereist.
Über die Wunden der Natur war Gras gewachsen; es hatte häufig geregnet, das Land verödete und versumpfte, und bald war ein Moor entstanden.
Redwood Castle und die winzige Stadt Redwood Town standen mitten in diesem Moor, waren allein und verlassen.
Jeder kannte hier jeden. Die Alten verblieben bis zu ihrem Tod auf ihrer Scholle, und die Jungen zogen fort in die Städte. Irgendwann, wenn Duncan mal verstorben war, würde das Schloß wohl vollends veröden – oder als Touristenattraktion weiterleben.
Ohne die Touristen wäre die Stadt schon jetzt eine Geisterstadt geworden, das Schloß eine Dämonenburg…
Phil Coonz wunderte sich über diese seltsamen Gedanken, die durch seinen Kopf gingen. Im Augenblick hatte er Pause.
Erst heute Nachmittag, wenn die Nichte des Duncan kam, würde sein Dienst weitergehen.
So hatte er Zeit zum Nachdenken. Phil lebte seine Depression voll aus.
Er dachte an Chris und an sein vorher so schönes Verhältnis mit ihr. Mußte das jetzt alles vorüber sein?
Vor einem halben Jahr war Coonz hierher nach Redwood Castle gekommen. Vorher war er wegen Autodiebstahl im Gefängnis gesessen. Er war eine labile Person und hatte sich von Freunden zu diesen Verbrechen verleiten lassen.
Nach seiner Entlassung wollte Coonz ein neues Leben beginnen.
Tatsächlich nahm der Lord auf sein Vorleben keine Rücksicht und

stellte den jungen Mann ein. Lord Duncan hatte gespürt, daß Phil Coonz trotz seines Vorlebens im Grunde genommen ein anständiger Kerl war. Leider eben etwas labil…

Als Phil sich in die Haushälterin Chris Bernards verliebte, schien seiner Resozialisierung nichts mehr im Wege zu stehen.

Leider hatte aber niemand mit dem Charakter des Mädchens gerechnet.

Chris war ein luftiger Zwilling, unter einem Sternzeichen geboren, das keinen Halt kennt, das einer stetigen Veränderung unterworfen ist.

Der Butler wußte, daß Chris vor seinem Erscheinen auf dem Castle den Pferdeknecht Thomas Foredis geliebt hatte.

Als Phil dann auf dem Castle erschienen war, hatte sie Foredis den Laufpaß gegeben, um sich fortan Phil zu widmen.

Der Butler hatte viel Gefühl und auch viel Geld in das Mädchen investiert. Als die Eltern der Haushälterin gestorben waren, hatte sie kein Geld für die Beerdigung gehabt.

Ohne lang zu überlegen, lieh Phil ihr seine ganzen Ersparnisse.

Nie hatte er dafür auch nur ein einziges Wort des Dankes gehört.

Jetzt gehörte Chris also wieder Thomas. Seltsamerweise war der Butler dem Pferdeknecht gar nicht gram deswegen.

Nur für Chris entwickelte er langsam Haßgefühle.

»Ich verfluche sie«, murmelte er. »Alles Schlechte könnte ich ihr an den Hals werfen.«

Noch während er diese Worte sprach, wußte er, daß er es im Unterbewußtsein gar nicht so meinte. Der Haß war gespielt, hatte seine Liebe nur übertüncht. Trotzdem wußte Phil keinen Ausweg mehr.

Mit seiner Liebe war ein Stück seines eigenen Selbst gestorben.

»Ich wünschte, sie wäre tot«, knurrte er.

»Damit kann gedient werden«, ertönte plötzlich ein piepsiges Stimmchen hinter ihm.

Erschrocken drehte Phil sich um. Auf den ersten Blick vermochte er niemanden zu sehen.

Wer hatte da gesprochen?

»Soll ich dir jetzt helfen, oder nicht?« ertönte die Piepsstimme aufs Neue. Etwas zupfte Phil am Bein.

Der Butler sah zu Boden und glaubte seinen Augen nicht zu trauen. Narrte ihn ein Spuk?

Ein kleines, buckeliges Männchen stand da, nicht größer als eine Männerfaust. Es war in eine schwarze Robe gekleidet, hatte pechschwarze Haare und eine Stupsnase.

Der Butler von Redwood Castle bückte sich und nahm das Männchen auf seine Handfläche. Vorsichtig richtete er sich wieder auf und setzte das Männchen auf das Fensterbrett.

»Wer bist denn du?« fragte er.
»Namen sind Schall und Rauch«, erwiderte das Männchen und winkte ab. »Wünschst du dir alles Böse für deine Ex-Freundin oder nicht?«
»Aber – äh…«, druckste Phil herum. Das hätte er auch nicht gedacht, daß seine Verwünschungen so ernst genommen wurden. »Ich…«
»Dann eben nicht«, folgerte der Zwerg schnell und sprang vom Fenstersims zurück auf den Fußboden. Phil wunderte sich, daß der Kleine sich nicht verletzte.
»Überleg's dir«, rief ihm der Zwerg noch nach, ehe er hinter einem Sofa verschwand. »Vielleicht siehst du mal im Reitstall nach. Zwei Menschen fühlen sich dort auf dem Heuboden überaus wohl…!«

***

»Ist es nicht seltsam, daß wir beide jetzt schon seit fünfundzwanzig Jahren verheiratet sind und uns noch so gut verstehen, wie am ersten Tag?« Lord Duncan of Chalktree sah seine Frau Isabell an. Sie war eine edle Frau, die im Laufe der Jahre nichts von ihrem Wesen eingebüßt hatte.
»Das Leben zieht seine Kreise«, antwortete sie. »Und wir stehen mitten drin. Sind wir froh, daß uns diese fünfundzwanzig Jahre vergönnt waren. Die Kinder sind groß geworden und gehen ihre eigenen Wege, und wir beide sind noch immer füreinander da. Was wollen wir mehr.«
Irgendwie war heute ein sehr besinnlicher Tag. Irgend etwas lag in der Luft, das die Menschen zum Nachdenken animierte. Phil Coonz war nicht der einzige, der seinen Gedanken nachhing.
Das Ehepaar saß im Salon und trank Tee. Die Gäste waren entweder auf ihren Zimmern oder in der kleinen Stadt und gingen spazieren oder saßen im Wirtshaus.
Es war die Ruhe vor dem Sturm…
Eben hob der Lord erneut seine Tasse, als es an die Tür klopfte.
»Herein!«
Ein Mann im grauen, verschlissenen Anzug, mit schütterem Haar und Halbglatze, betrat den Raum.
»Hallo, Doktor«, begrüßte Lady Isabell den Neuankömmling. »Haben Sie etwas Neues herausgefunden?«
»Leider nein«, der Arzt schüttelte den Kopf. Er mochte um die fünfzig Jahre alt sein, und sah freundlich aus. »Die vier Schläfer liegen wie tot in ihren Betten und wachen nicht auf. Schlaftabletten haben sie nicht genommen, das steht fest…«
»Ich verstehe das nicht«, murmelte der Lord. »Das ist ja wie im Afrikafeldzug, als die Söldner die Schlafkrankheit bekamen…!«
»Ich habe einen Krankenwagen angefordert«, erläuterte Doktor Mc. Phearson sogleich. »Vielleicht finden die Ärzte in einer Klinik mehr

heraus. Ich bin doch nur ein einfacher Landarzt.«

»Stellen Sie Ihr Licht nicht unter den Scheffel«, tadelte Lady Isabell den Arzt. »In ihrer Laufbahn haben Sie schon Großes geleistet. Nicht jeder kann gleichzeitig als Arzt, Zahnarzt und Tierarzt arbeiten.«

»Das macht der Ärztemangel«, winkte Mc. Phearson ab. »Ich wünsche mir oft, etwas weniger zu tun zu haben. Bestimmt wäre das auch gesünder für mich.«

»Setzen Sie sich und trinken Sie eine Tasse Tee mit uns«, schlug der Lord vor. »Auch Sie haben ein Recht auf Entspannung.«

»Wenn Sie meinen«, sagte der Arzt und setzte sich.

Lady Isabell läutete nach einem Zimmermädchen.

»Mary, bitte bringen Sie dem Doktor eine Tasse!«

»Sehr wohl, Mylady!«

Gleich darauf stand vor dem Doktor eine Tasse mit dampfendem englischen Tee. Mc. Phearson sah aus dem Fenster, dann hob er die Tasse und nahm einen kräftigen Schluck.

»Ahh, das tut gut«, sagte er beim Absetzen der Tasse. »Bei diesem Wetter…«

»Der Nebel will sich heute überhaupt nicht mehr verziehen«, stellte der Lord fest. »Das wird eine vernebelte Silberhochzeit.«

In diesem Augenblick begann der Fußboden leicht zu vibrieren.

Die Vibration verstärkte sich rasch, und gleich darauf wackelten die Wände. Der Tee schwappte in den Tassen hin und her.

»Was ist das denn?« Der Lord war schreckensbleich.

»Ein Erdbeben?« fragte sich der Arzt. »Aber hier? In dieser Gegend?«

»Wirklich untypisch«, bemerkte der Lord in typisch britischer Ruhe. Er sah sich um. Die Vibration hatte nachgelassen und war so rasch verebbt, wie sie aufgetreten war.

»Ich verstehe das nicht«, meinte Lady Isabell leise. »Was meinst du, Paul?«

Ihr Ehemann, Paul Duncan of Chalktree, zuckte die Schultern.

»Was weiß ich? Hoffentlich fällt das alte Gemäuer nicht auseinander, wenn noch einige Erschütterungen dieser Art auftreten sollten.«

»Mach' die Pferde nicht scheu.« Lady Isabell war kreidebleich.

In diesem Augenblick knirschte es im Deckengebälk.

Von einem Augenblick zum andern fiel der Kronleuchter herab und zerbarst.

Glücklicherweise saßen die drei Menschen am Fenster. Unter dem Kronleuchter war nur der Teppich gewesen.

Der Lord sprang auf. »Jetzt reicht es mir! Ich will wissen, was hier los ist!«

Schon rannte er über die Scherben des Kronleuchters hinaus auf den Korridor.

Der Doktor erhob sich ebenfalls.

»Kommen Sie«, wandte er sich an Lady Isabell. »Ich möchte auch sehen, was war.«
Als die Lady aufstand, dröhnte ein markerschütterndes Gelächter durch das alte Gemäuer. Es wollte nicht mehr aufhören.
Es klang, als wäre der Lacher im Raum.
Aber niemand war zu sehen.
Wie Donnergrollen hallte das Lachen durch die dicken Mauern von Redwood Castle…

***

»Eigentlich wußte ich immer, daß du mich liebst, Thomas.« Christine Bernards lächelte glücklich und schmiegte sich enger an den Freund. Das Heu kitzelte ihre Haut.
»Warum hast du dich dann überhaupt erst an diesen Kriminellen geschmissen?« hakte der Pferdeknecht sofort nach. »Du hättest doch wissen müssen, was du an mir hast!«
»Ich bin eben etwas wankelmütig«, entschuldigte sich das blonde Mädchen. »An sich müßtest du das wissen. Du müßtest dich mehr auf meinen Charakter einstellen, dann ginge vieles besser.«
»Du stellst dich auf meine Wesenszüge doch auch nicht ein«, warf Thomas ihr vor. »Ich müßte dir alles recht machen, aber du kommst mir in keiner Weise entgegen.«
»Wirklich nicht?« fragte Chris leicht erstaunt. Sie schmiegte sich noch enger an ihn. »Und wie ist es jetzt?« Sie küßte ihn auf den Mund. Es wurde ein langer, inniger Kuß.
»Das ist etwas anderes«, gab Foredis zurück. »In dieser Hinsicht harmonierten wir doch schon immer. Aber was machen Küsse und Zärtlichkeiten aus, wenn die Ansichten und Lebensauffassungen nicht harmonieren?«
»Willst du mir dieses Mal den Laufpaß geben?« Chris wußte nicht recht, wie sie dran war. Sie wirkte leicht verwirrt.
»Das nicht«, gab Tom zurück. »Ich möchte mich nur gefühlsmäßig nicht mehr so stark engagieren wie vor Phils Erscheinen. Die Enttäuschung war einfach zu groß.«
»Aber das ist doch vorbei! Es wird keine weiteren Enttäuschungen dieser Art für dich mehr geben. Ich werde doch auch älter und reifer!«
»Bis zur nächsten Trennung und den nächsten Kerl, auf den du abfährst. Nein, Schatz, diesmal wird es länger dauern, bis du mein Herz wieder völlig für dich gewinnst…«
»Aber ich liebe dich doch!« Chris’ Stimme klang schon leicht hysterisch. Sie hätte nicht geglaubt, daß der Neubeginn ihrer alten Liebe so schwer werden würde.
»Ich dich auch«, gestand Thomas ein. »Trotzdem…!«
Er warf sich über sie und verschloß ihr den Mund mit Küssen.

»Reden wir ein andermal weiter«, keuchte er kurz darauf. »Nutzen wir die Zeit, bis unser Dienst wieder beginnt.«

Trotz der Kälte und des zugigen Heubodens liebten die beiden sich wie beim ersten Mal. Sie hätten auch in ihre Zimmer gehen können, aber Chris fand den Heuboden romantischer, und so hatten sie sich hier getroffen.

Unten schnaubten die Pferde. Der Geruch von Tieren und getrockneten Gräsern hing in der Luft. Es war zwar kalt, aber es war zu ertragen.

Die beiden merkten gar nicht, wie die Zeit verging.

Plötzlich bäumte Thomas Foredis sich auf und verzog das Gesicht.

Ein leichtes Stöhnen entrang sich seiner Kehle.

»Was ist?« fragte Chris verblüfft. »Habe ich…«

»Nichts«, stöhnte der junge Mann. »Ich weiß nicht…«

Da verdrehte er die Augen und klappte zusammen.

Verblüfft und entsetzt richtete Christine sich auf und sah sich um.

Sie vernahm ein leichtes Rascheln im Heu. Benommen griff sie nach dem Arm des Freundes und fühlte den Puls. Er ging nur ganz schwach.

Plötzlich entdeckte Christine Bernards an der linken Wade des Freundes eine kleine blutende Wunde.

Es sah aus wie ein Schlangenbiß…!

Aber hier gab es doch keine Schlangen! Nicht in den Highlands, und schon gar nicht auf diesem Heuboden!

Das Mädchen sprang auf und verharrte reglos.

Wieder dieses Rascheln im Heu.

Sie setzte vorsichtig einen Fuß vor den andern und versuchte die Richtung zu lokalisieren, aus der sie das Geräusch bemerkt hatte.

Langsam bewegte sie sich vorwärts. Deutlich hörte sie es jetzt tapsen – wie ein kleines Tier. Eine Ratte vielleicht…?

War das die Lösung? War Tom von einer Ratte gebissen worden?

Aber war sein Kreislauf so schwach daß er deswegen gleich umkippte?

Chris kannte die paar Fälle von Schlafkrankheit, die unter den Gästen aufgetreten waren. Einen der Männer hatte sie sogar selbst gefunden…

War sie der Lösung des Rätsels auf der Spur?

Ein Jagdinstinkt erwachte in der jungen Frau, wie sie ihn vorher selbst noch nicht gekannt hatte.

Sie lauschte, vernahm ein Geräusch und setzte nach.

Bald spürte sie, daß sie dem Unbekannten schon sehr nahe sein mußte. War es ein Tier?

Vor Chris bewegte sich das Heu.

Sie ließ sich fallen und packte zu, ohne daran zu denken, daß dieses Etwas den Freund gebissen und verletzt hatte.

Sie mußte einfach wissen, was es war!

Aber sie bekam das Fremde nicht zu fassen!

Plötzlich bewegte sich das Heu noch mal. Grashalme wurden zurückgeschoben und ein kleines, schwarzes Männlein wurde sichtbar.

Christine Bernards glaubte zu träumen. Narrte sie ein Spuk, oder schnappte sie über?

Die Einsamkeit hier im Hochland war nicht dazu angetan, Ängste und Neurosen zu vertreiben – eher im Gegenteil.

Ehe das Mädchen reagieren konnte, war der Zwerg auch schon verschwunden.

Benommen richtete Chris sich auf und kletterte über die Leiter in den Pferdestall hinunter.

Der Zwerg mußte hier heruntergekommen sein…!

Da sah sie ihn auch schon über einen Gang huschen und in einer Box verschwinden. Eines der Pferde schnaubte.

Chris rannte über den Gang, als die Tür geöffnet wurde. Jemand betrat den Stall.

Es war Phil. Er sah wütend aus. Als er Chris sah, rötete sich sein Gesicht.

In diesem Augenblick fiel dem Mädchen erst ein, daß es nur Unterwäsche trug. Phil mußte sehen, was sich ereignet hatte.

Und das tat er auch.

Mit hochrotem Kopf kam er auf die ehemalige Freundin zu.

Breitbeinig blieb er vor ihr stehen und ballte die Fäuste.

»Du Hure!« stieß er hervor und schlug zu.

Chris glaubte gegen einen Felsblock gerannt zu sein. Übergangslos wurde ihr schwarz vor Augen. Sie spürte nicht mehr, wie sie zu Boden ging und Phil sie auffing.

***

Phil Coonz war nicht mehr Herr über seine Gefühle und Handlungen. Als er Christines reglosen Körper in seinen Armen hielt, tat ihm seine aggressive Handlung auf einmal leid.

Aber zum Nachdenken war es zu spät. Heute hatte sich schon so viel Resignation und Haß in ihm aufgestaut, daß diese Gefühle einfach ein Ventil gebraucht hatten.

Seltsamerweise war ihm nach diesem Schlag leichter ums Herz.

Der Butler hatte die Frau, die er liebte, k.o. geschlagen.

Er ließ ihren Körper zu Boden gleiten und fühlte nach ihrem Herzen. Es schlug noch, also hatte er sie nicht umgebracht.

Einen Augenblick lang hatte er tatsächlich die Befürchtung gehegt, es könnte sich so verhalten.

»Siehst du, ich hatte recht«, vernahm Coonz plötzlich ein helles Stimmchen hinter sich.

Der Butler drehte sich um, und da stand wieder dieser Zwerg, der

ihm den Tip gegeben hatte. Der kleine Mann grinste über das ganze Gesicht.

»Was willst du von mir?« fragte Coonz schwach. In seiner wankelmütigen Brust stritten Haß und Mitgefühl um die Oberhand. Er wußte nicht mehr, wie er sich verhalten sollte.

»Zusammenarbeit«, sagte der Zwerg. »Ich helfe dir, und du hilfst mir.«

»Wie willst du mir schon helfen?« fragte Coonz resignierend. »Es ist ja doch alles zu spät!«

»Ich könnte dafür sorgen, daß Chris dich wieder zu lieben beginnt…«, begann der Zwerg zögernd.

Verblüfft starrte der Butler das winzige, bucklige Männlein an.

»Wie willst du das machen?«

»Das laß meine Sorge sein«, gab der Zwerg zurück.

»Was müßte ich dafür tun?« wollte Phil sofort wissen.

»Nicht viel«, druckste der Zwerg herum. »Du müßtest schwören, daß du in Zukunft für mich und meine Seite kämpfst. Außerdem möchte ich, daß du dem Lord ein kleines Mittelchen in den Tee schüttest…«

»Nein«, sagte der Butler fest. »Das kann ich nicht tun! Einen Mord lade ich mir nicht auf das Gewissen!«

»Das brauchst du auch nicht. Der Lord soll nur schlafen so wie die anderen Kranken auch. Mehr will ich gar nicht!«

»Aber warum?« fragte Phil verwundert. »Was soll das alles?«

»Das ist meine Sache«, sagte der Zwerg hart. »Machst du jetzt mit, oder nicht?«

»Das muß ich mir noch überlegen«, meinte Phil. »Es – es kommt alles so – so plötzlich!«

»Dann überleg' – aber denk' nicht zu lange!« Der Zwerg nickte mit dem Kopf und blickte dabei in die Richtung des bewußtlosen Mädchens. »Ich könnte sie auch sterben lassen – hier und jetzt. Jeder wird dann denken, daß du sie totgeschlagen hast. Das Motiv dafür liegt oben im Heu…!«

Phil wurde kreidebleich. »Das ist nicht dein Ernst. Du bluffst doch…!«

»Willst du es ausprobieren?« Der Kobold blieb eiskalt.

Der Butler wollte sich auf den Zwerg stürzen, aber er wagte es nicht. Eine Aura der Autorität ging von dem kleinen Mann aus. Phil spürte, daß der Winzling es ernst meinte.

»Vielleicht kletterst du ins Heu hinauf, um zu sehen, was ich dort angerichtet habe«, drängten sich die Worte des kleinen Mannes in Phils Gedanken. »Das könnte dir die Entscheidung erleichtern…!«

Benommen drehte der Butler sich um und ging zur Leiter.

Langsam, das Unheil schon ahnend, kletterte er hinauf.

Oben fand er den bewußtlosen Thomas Foredis. Es war ein Schock,

als er den Pferdeknecht so daliegen sah.
»Ich könnte ihn sterben lassen«, sagte der Zwerg. »Dann wird dich Chris nach einer Weile der Trauer wieder lieben!«
»Nein!« Energisch wehrte Phil ab. »Keine Toten! Du kannst versuchen, Christines Gefühle neu für mich zu erwecken, aber laß Tom um Himmels Willen leben!«
»Ich tue alles was du willst, wenn du mitmachst«, begann der Zwerg seine Verführungstaktik aufs Neue. »Wie ist es?«
Phil untersuchte wortlos den Pferdeknecht, ohne auf die Frage des schwarzen Zwerges einzugehen. Gleich darauf erhob er sich wieder.
»Wie lange wird er schlafen?« fragte er sofort.
»Einige Stunden, einige Tage«, erwiderte der Winzige. »Das hängt davon ab, wie lange das große Spiel dauert…«
»Welches Spiel?«
»Das geht dich nichts an«, sagte der Zwerg barsch. »Wie ist es nun? Machst du mit, oder soll Christine sterben?«
»Du läßt mir offenbar keine Wahl«, resignierte der Butler. »Aber wenn ich Christines Liebe zurückgewinnen kann – warum nicht?«
»Dann nimm dieses Parcyl und schwöre!« Der reichte dem Butler einen winzigem Stern von der Größe eines Stecknadelkopfes. Coonz traute seinen Augen kaum, aber in diesem winzigen Gebilde waren tatsächlich noch Bilder und Buchstaben eingraviert.
Der Butler hätte das nicht erkannt, wenn der Stern nicht größer geworden wäre, je länger er ihn anblickte.
Düstere Bilder jagten durch Coonz Gehirn, und als der Zwerg zu sprechen begann, plapperte Coonz willenlos alles nach, ohne überhaupt zu wissen, was er da sagte.
Ahnungslos leistete Phil Coonz einen finsteren Schwur, der ihn ganz in den Bann der Schwarzen Magie bringen sollte…

***

Nebelschwaden wogten über dem Moor.
Von der Straße war kaum etwas zu sehen. Es war eine der typischen schmalen Landstraßen, wie sie hier in Schottland massenweise zu finden waren, wenn auch zum Glück keine der sogenannten Single-Track-Roads. Das waren Straßen, auf denen zwei Fahrzeuge nicht aneinander vorbeifahren konnten, ohne einen Ausweichpunkt – sogenannte Passing-Places – zu verwenden.
Die Straße, die der Krankenwagen benutzte, war knapp noch von zwei Fahrzeugen zu benutzen, wenn auch nur bei langsamster Fahrweise und mit äußerster Vorsicht der Fahrer.
Der Krankenwagen hatte Fort William vor einer halben Stunde verlassen und bewegte sich mit mäßiger Geschwindigkeit auf Redwood-Town zu. Rasen konnte man hier nicht; außerdem lag kein

dringender Fall vor.
Schließlich war noch niemand in Schottland an einer Schlafkrankheit gestorben…
Die beiden Fahrer, Howard Mc. Baines und Robert Campbell, hatten lange auf der Karte suchen müssen, bis sie Redwood-Castle und Redwood-Town fanden. Das unbedeutende Schloß und das dazugehörige Dorf, waren nur in wenigen Karten eingezeichnet. Außerdem lag es in einer schwer zugänglichen Gegend.
Aus den Nebelschwaden tauchten gelegentlich vereinzelte Bäume und Sträucher auf, nur um gleich wieder zu verschwinden. Die kahlen Stämme mancher Bäume wirkten so tot, leer und unnahbar wie die ganze Landschaft.
Es war eine unangenehme Fahrt.
Die Lichtfinger des Bedford tasteten müde über die Straße, vermochten den Nebel aber kaum zu durchdringen.
»Hoffentlich finden wir den alten Kasten von einem Schloß überhaupt«, meinte Mc. Baines nach einer Weile des Schweigens.
Der Nebel legte sich auf das Gemüt der Männer, ermüdete sie, und erdrückte jedes Gespräch im Ansatz.
»Bei dem Wetter wundert es mich nicht, wenn auf dem Castle alle zu schlafen beginnen.« Campbell gähnte. »Am liebsten würde ich mich dazulegen…«
»Bist du verrückt?« fuhr Mc. Baines ihn an. »Dann darf ich alleine zurückfahren und euch alle einliefern. Danke – ich verzichte!«
»War nicht so gemeint.« Robert Campbell versuchte zu grinsen.
»Du kennst mich doch.«
»Der alte Scherzbold, immer zu Witzen aufgelegt«, erwiderte Mc.
Baines mit einer Stimme, die um eine Spur zu ernst klang, als daß sie als Antwort auf einen Spaß gewertet werden konnte. Die Nerven des Fahrers waren überreizt.
»Soll ich dich ablösen?« schlug Campbell deshalb vor.
»Es geht schon. Ich werde die Kiste schon nicht in die Wiesen lenken.« Verbissen konzentrierte der Sanitäter sich auf die Straße.
Campbell sagte nichts mehr. Plötzlich zog er es vor, zu schweigen, obwohl der andere das Gespräch eröffnet hatte.
Bizarre Schemen wurden im Nebel sichtbar, verschwanden wieder, nur um sich bald erneut zu manifestieren.
Die überreizte Phantasie Campbells gaukelte dem Sanitäter merkwürdige Bilder vor.
Er sah Hexen auf fliegenden Besen vorbeisausen, Vampire aus dem Moor steigen und Werwölfe hinter Büschen lauern.
Vom Kobold bis zum UFO erblickte der Sanitäter alles in dieser düsteren Nebelsuppe. Es war, als hätte die Hölle ihre Pforten geöffnet, als tobte dort draußen ein Gewitter aus entfesselten

schwarzmagischen Gewalten.
Als es Campbell zu arg wurde, schloß er die Augen. So war es besser. Die Schwärze der Augendeckel war erholsam.
»Schlaf nicht ein«, grollte Mc. Baines sogleich. »Paß lieber mit auf, sonst fahre ich uns noch an einen der wenigen Bäume, die es auf dieser Strecke gibt.«
»Siehst du es auch?« fragte Campbell deshalb zögernd.
»Was?« Die Stimme des Kollegen klang ungehalten.
»Die Bilder – diese Schatten!«
»Natürlich«, gab Mc. Baines zurück. »Ausgeburten unserer Phantasie. Wir haben zu wenig geschlafen. Ich hätte nicht die halbe Nacht durchsaufen sollen!«
Das war es also! Nun verstand Campbell die Laune des Freundes.
Seit Mc. Baines Tochter verstorben war, entwickelte er sich langsam aber sicher zum Säufer. Deshalb war er so ungehalten.
»Ich habe gestern nichts getrunken«, bemerkte Campbell langsam.
»Dann hast du eben Gruselstories gelesen oder sonstwas«, bellte Mc. Baines los. »Das da draußen gibt es alles nicht! Wir sind überreizt. Die Nebelfahrt hat uns zu sehr angestrengt, das ist es!«
»Dein Wort in Gottes Ohr«, meinte Robert Campbell nur. Der Sanitäter fühlte sich nicht wohl. »Wenn wir nur schon am Schloß wären!«
»Hoffentlich habe ich bei dieser Milchsuppe keine Wegweiser übersehen«, unkte Mc. Baines gleich darauf. »Heute scheint mir alles möglich zu sein…«
»Bloß nicht«, gab Campbell zurück. »Ich habe keine Lust noch länger in dieser Gegend umherzuirren – geschweige denn im Moor zu übernachten…!«
»Das wird schon nicht passieren«, versuchte der Fahrer seinen Kollegen zu beruhigen. »Wir erreichen das Castle schon noch.«
»Fragt sich bloß wann«, unkte Campbell und sah wieder aus dem Fenster.
Einmal glaubte er dort draußen den Teufel zu sehen, aber die Gebilde waren immer wieder zu schnell verschwunden, als daß auf längere Sicht genaueres zu erblicken war.
Ein Knochenreiter preschte vorbei, dann erschien für längere Zeit gar nichts mehr.
»Mich würde interessieren, ob wir beide die gleichen Figuren sehen«, sagte Robert Campbell nach einer Weile zu Mc. Baines. »Das würde doch beweisen, daß uns unsere Phantasien keine Streiche spielen, oder? Schließlich können wir nicht beide die gleichen Halluzinationen haben…«
»Lassen wir das«, knurrte Mc. Baines. Seine Stimme senkte sich, wurde fast unhörbar, als er sagte: »Ich habe Angst!«

Robert Campbell entdeckte die Schweißperlen auf der Stirn des Kollegen.

»Ich auch«, gab er zu. »Da ist doch nichts dabei.« Er blickte in das verbissene Gesicht des andern, dessen Blicke stur auf die Straße gerichtet waren.

»Sollte ich dich nicht doch ablösen?«

»Ich will nicht anhalten«, erwiderte Howard Mc. Baines ehrlich.

»Wer weiß, was dann passiert…«

»Wie kommst du jetzt ausgerechnet darauf?« Ein mulmiges Gefühl machte sich in der Magengegend Campbeils breit.

Der Freund spürte es also auch…

Rechts und links neben der schmalen Straße schimmerte Wasser.

Träge zogen die Nebelschwaden darüber hinweg.

Irgendwie erinnerten sie an Geister. Dabei wirkten sie obendrein noch sehr lebendig…

Plötzlich kräuselte sich die Wasseroberfläche. Ein Kopf, gefolgt von einem Saurierhals tauchte auf und sackte wieder weg.

»Hast du das gesehen.« Campbell stieß den Kollegen an.

»Nessie läßt grüßen«, gab Mc. Baines zurück.

»Also hast du es gesehen«, stellte Campbell fest. Das schlechte Gefühl in seiner Magengrube verstärkte sich.

Endlich bemerkte Mc. Baines einen Hinweis auf das Castle. Fast hätte er die Abzweigung übersehen. Aber das Hinweisschild war zum Glück groß und deutlich genug.

Verschiedene Richtungen zweigten hier ab. Eine Single-Track-Road führte nach Redwood-Town und zum Castle.

Der Wagen rutschte leicht zur Seite, als der Fahrer bremste und etwas waghalsig in die Kurve ging. Aber der Bedford war stabil genug, um das Manöver auszuhalten.

Jetzt wurde die Straße noch schlechter. Hin und wieder hupte Mc.

Baines, um ein eventuell entgegenkommendes Fahrzeug rechtzeitig auf sich aufmerksam zu machen. Es war nicht gesagt, daß die Scheinwerfer allein genügten.

Außerdem gab es hier viele enge Kurven. Mc. Baines verlangsamte sein Tempo noch mehr.

»Mir geht der Saurierkopf nicht aus dem Sinn«, sagte Robert Campbell nach einer Weile. »Daß wir ihn beide gesehen haben, sollte doch beweisen, daß das Ding real gewesen ist, meinst du nicht?«

»Massenhalluzination, weiter nichts«, erwiderte Mc. Baines überzeugt. »Die Nebelschwaden erzeugen eine Atmosphäre, die irgendwie Bilder schafft. Ich weiß auch nicht, wie das funktionieren soll, aber denk' nur an eine Fata-Morgana. Die funktioniert bestimmt nach einem ähnlichen Prinzip. Luftspiegelungen, weißt du…«

»Ich weiß nicht recht«, gab Campbell zurück und verfiel in

Nachdenklichkeit. In Gedanken rief er sich sämtliche Fakten zurück, die er über das Phänomen Fata-Morgana wußte. Leider war das nicht viel.

Die Luftspiegelung war eine atmosphärische Erscheinung, die durch Krümmung der Lichtstrahlen entstand. Luftschichten verschiedener Dichte und wechselnder Brechkraft brachen sich kontinuierlich. Über stark erhitzten oder gekühlten Ebenen bildeten sich solche Spiegelungen oft heraus. Campbell wußte, daß Luftspiegelungen vor allem in Wüsten, auf erwärmten Landstraßen, an sonnenbestrahlten Mauern, über dem Watt und über Wasser zu beobachten waren. Aber hier über dem Moor – und dann bei Nebel? Das war doch unmöglich! Oder doch nicht?

Plötzlich schlug sich der Sanitäter an die Stirn. Dann wurde er kreidebleich.

»Wenn das tatsächlich Spiegelungen sind«, sagte er mit gesenkter Stimme, »dann müßten diese Dinge, die wir hier sehen, anderswo doch tatsächlich existieren, nicht wahr? Sonst könnten sie doch nicht gespiegelt werden…!«

In diesem Augenblick trat Mc. Baines hart auf die Bremsen.

Aber es war schon zu spät.

Unvermittelt hatte die Straße aufgehört. Sie bog auch nicht in einer engen Kurve ab, sondern führte direkt ins Wasser.

Wegen des Nebels sah Mc. Baines die Falle viel zu spät.

Instinktiv riß er das Steuer herum, aber das nutzte auch nicht mehr viel.

Der Krankenwagen geriet ins Schleudern!

Ein Kotflügel schrammte über einen Grenzstein, aber das hielt das Sanitätsfahrzeug nicht auf.

Ein kräftiger Schlag ließ den Wagen erzittern, als ein zweiter Stein gegen die Beifahrertür knallte, doch auch dieser Block vermochte den Sanitätswagen nicht mehr zu bremsen.

Bald drehten die Reifen durch. Sie fraßen sich in den Schlamm und wühlten sich hinein.

Sie kamen aber doch noch auf festem Untergrund auf und bewegten das Auto ein Stück vorwärts.

Das war das Ende.

Howard Mc. Baines sah gerade noch einen großen Stein vor dem Wagen auftauchen, dann krachte der Bedford auch schon frontal dagegen.

Hart knallte Mc. Baines Kopf gegen die Windschutzscheibe.

Sicherheitsglas splitterte. Der Körper des Sanitäters wurde aus dem Fahrzeug geschleudert.

Er fiel direkt ins Moor. Bewußtlos versank er in dem trüben Gewässer…

***

Auch einige andere Leute hatten das Lachen vernommen.

Verstört standen einige der Gäste vor den Türen ihrer Zimmer und sahen sich um. Keiner wußte so recht was los war und wie man sich in einer solchen Situation verhielt.

»Hast du das Burggespenst aktiviert, Paul?« fragte Fred Marc of Chalktree seinen Bruder. Er bemühte sich um ein freundliches Lachen, aber es wurde nur ein gekünsteltes Husten daraus.

»So sieht es fast aus, nicht?« gab der Lord zurück. Hinter ihm folgten der Doktor und Lady Isabell. Der Lord wirkte verschlossen.

»Aber im Ernst, Bruderherz«, sagte er dann: »Ich weiß es nicht. Die Situation läßt mich so ratlos wie dich. Hat ein Scherzbold hier Lautsprecher eingebaut und läßt ein Tonband ablaufen?«

Längst war das gräßliche Lachen verklungen. Die Leute auf den Gängen redeten wirr durcheinander. Immer wieder wurde der Lord angesprochen und mußte Auskunft geben.

Das leichte Beben hatte an verschiedenen Stellen den Putz von der Decke fallen lassen. Überall lagen Reste von zerstörtem Stuck herum.

»Das geht ins Geld«, murmelte der Lord. »Dabei habe ich erst vor zwei Jahren alles restaurieren lassen.«

»Nehmen Sie es nicht so tragisch«, versuchte Mc. Phearson den Lord zu trösten. »Wir werden schon herausfinden, was es war.«

Sie hatten sich im ersten Stock aufgehalten, als es passiert war.

Nun schritten sie ins Erdgeschoß hinab, wo sich einige Aufenthaltssäle befanden.

Auch hier hatte es einen wertvollen Kronleuchter zerschmettert.

Einige Dienstboten standen mit kreideweißen Gesichtern herum.

Plötzlich wurde die Tür aufgerissen, und ein Chauffeur stürzte herein.

»Sir!« rief er. »Kommen Sie, Sir! Der Westturm! Die ganze Treppe ist eingestürzt!«

»Wie?« Verblüfft sah der Lord seinen Angestellten an.

»Ja! Überall liegt nur noch Schutt und Geröll herum. Die ganze Wendeltreppe ist auf einen Schlag herabgekommen! Kein Mensch kann mehr hinauf!«

»Wurde jemand verletzt?« fragte der Lord sofort.

»Glücklicherweise nicht. Ich nehme auch nicht an, daß jemand oben war.« Der Chauffeur wischte sich den Schweiß von der Stirn.

»Ich war im Hof und habe den Bentley gewaschen, als es passierte. Plötzlich erzitterte der Boden. Ich vernahm ein lautes Krachen, und dann wogte eine gewaltige Staubwolke aus dem Turm…«

»Bei Nebel waschen Sie den Wagen?« wunderte sich der Lord.

»Eine seltsame Angewohnheit…«

»Nur wegen Ihrer Silberhochzeit«, erklärte der Chauffeur sofort.

Er wechselte das Thema: »Die Staubwolke war noch dichter als der Nebel. Es war gräßlich.«

»Das möchte ich mir ansehen«, sagte Lord Paul Duncan of Chalktree sofort. Ohne abzuwarten, ob ihn jemand begleiten wollte, wandte er sich zum Ausgang.

Natürlich folgten ihm der Chauffeur, der Arzt und Lady Isabell.

Auch einige der Gäste, die herabgekommen waren, wollten wissen, was da geschehen war.

Auf halbem Weg zum Turm sahen sie den Butler aus dem Pferdestall kommen. Er trug einen Mann auf den Armen.

Der Lord blieb stehen und wartete darauf, daß Coonz näherkam.

»Ein weiteres Opfer der Schlafkrankheit«, sagte der Butler und wies auf den Pferdeknecht, den er trug. Um keine Gedanken bei den anderen aufkommen zu lassen, hatte Phil seinen Rivalen vollständig angekleidet.

Auch Chris hatte er angezogen und ins Heu gelegt. Wenn sie vernünftig war, übersah sie den Vorfall und hängte ihn gar nicht erst an die große Glocke.

»Bringen Sie ihn auf sein Zimmer«, erwiderte der Lord nur. Resignation stieg in ihm hoch. Dieser Vorfall vermochte ihn schon gar nicht mehr zu erschüttern.

»Wie haben Sie ihn gefunden?«

»Mir war langweilig, und so ging ich über den Hof spazieren«, erwiderte Coonz in leichter Abwandlung der Wahrheit. »Dabei sah ich dann auch in den Pferdestall…«

»Haben Sie das Beben nicht bemerkt?« fragte der Lord befremdet.

Jetzt lag es an Coonz zu stutzen. »Welches Beben?« wunderte er sich. »Ich habe nichts gespürt…«

Duncan of Chalktree verstand gar nichts mehr.

»Sie wollen doch nicht sagen, daß im Pferdestall nichts zu spüren war? Im ganzen Castle hat man es bemerkt, und im West-Tower ist die ganze Wendeltreppe heruntergekommen…!«

»Ich weiß nicht, wovon Sie reden, Sir«, blieb der Butler bei seiner Geschichte. Er sprach sogar die Wahrheit. Als sich die Vibrationen ereignet hatten, war er völlig im Bann des geheimnisvollen Zwerges gewesen und hatte nicht bemerkt, was um ihn herum passiert war.

»Bringen Sie Foredis auf sein Zimmer«, wechselte der Lord das Thema. »Wir unterhalten uns noch.«

Damit steuerte er schon auf den Westturm zu. Die Geröllhalde vor der Tür war nicht zu übersehen.

»Nur gut, daß ich nicht gerade Schach spielte«, murmelte der Duncan versunken.

***

»Oooh – wo bin ich…?«

Stöhnend richtete Robert Campbell sich auf. Das erste, was er sah, waren seine Hände. Sie bluteten. Einige Glassplitter hatten sich in die Haut gebohrt und winzige Blutgefäße zerschnitten.

Der neunundzwanzigjährige Mann zitterte. Erst jetzt spürte er die Kälte, die ihm bis ins Mark zu dringen schien.

Es war ein gräßlicher Tag.

Benommen versuchte der Sanitäter zu sich selbst zurückzufinden.

Nur mit Mühe gelang es ihm, die Gedanken so zu ordnen, daß die Geschehnisse der letzten Stunden erneut vor ihm lebendig wurden.

Die Fahrt durch den Nebel… – die Geister im Moor … – der unerwartete Unfall … – die Straße, die so abrupt aufhörte …

Und Mc. Baines, sein Kollege! Wo war Mc. Baines?

Campbell versuchte aufzustehen, aber der Wagen war umgestürzt.

Der Sanitäter mußte versuchen seitlich auszusteigen.

Unter ihm gluckerte das Wasser. Es war ein Glück, daß der Bedford nicht weitergerollt und versunken war.

Als Robert Campbell sich auf die jetzt obenliegende Fahrertür hochziehen wollte, verspürte er einen stechenden Schmerz in der Seite.

Hatte er sich eine Rippe gebrochen? Auszuschließen war es jedenfalls nicht.

Mühselig kletterte er hinauf. Dabei stieg er auf das Lenkrad, um einen besseren Halt zu finden.

Ein lauter, anhaltender Ton ließ ihn zusammenzucken.

Die Hupe!

Er war auf die Hupe getreten.

Noch zog der Sanitäter den Fuß nicht zurück. Vielleicht hörte ihn jemand. Immerhin war es möglich, daß noch weitere Fahrzeuge hier vorbeikamen.

Vielleicht fuhren noch mehr Autos zur Burg und gerieten in die Falle. Campbell war sich irgendwie sicher, daß der falschgestellte Wegweiser eine Falle war, die jemand aus einem ganz bestimmten Grund eingerichtet hatte.

Aber wozu?

Darauf gab es keine Antwort – im Augenblick jedenfalls nicht.

Einige Minuten lang blieb der Neunundzwanzigjährige auf der Hupe stehen, dann setzte er sein Kletterkunststück fort.

Sein Ohr hallte und schmerzte. Die Hupe war verdammt laut gewesen.

Vorsichtig zog sich Robert Campbell auf die Beifahrertür hinauf.

Dabei bemühte er sich, die Schmerzen in der Seite zu ignorieren.

Grimmig biß er die Zähne zusammen.

Das ausgezackte Glas des Rahmens schnitt in Campbells Hände.

Blutige Spuren blieben auf dem weißen Lack des Autos zurück.
Campbell kümmerte sich nicht darum.
Erst als er sein Ziel erreicht hatte und oben auf dem Wrack saß, gönnte er sich eine Verschnaufpause.
Verwundert sah Campbell, daß die Figuren, die er während der ganzen Fahrt im Nebel gesehen hatte, verschwunden waren.
Nur Nebelschwaden wogten noch über dem Wasser.
Es war Friedhofsstille, eine Ruhe wie im Leichenhaus…
Wieder peinigte den Sanitäter der gleiche Gedanke: Wo war Mc.
Baines? Hatte der Kollege ihn einfach liegengelassen und war auf und davon?
Das war eigentlich nicht seine Art…
Was war geschehen?
Auf den naheliegenden Gedanken, daß der Freund ins Moor geschleudert worden sein könnte, kam der Sanitäter gar nicht. Zu sehr stand er noch unter dem Schock, den die Ereignisse in ihm verursacht hatten.
Erst jetzt spürte er Schmerzen in seiner Hand.
Campbell erschrak, als er die blutigen Handteller sah.
Doch gleich begann er damit, die einzelnen Splitter herauszuziehen und vorsichtig zu entfernen.
Über dieser Tätigkeit verstrich einige Zeit.
Etwas später kletterte Campbell nach hinten. Der Wagen war auf eine Uferböschung geschleudert worden.
Vorsichtig ließ Campbell sich heruntergleiten. Gleich darauf stand er auf festem Boden.
Noch einmal besah er sich seine Hände. Sie hätten verbunden werden müssen, aber er kam nicht an den Verbandskasten ran. Die Hecktüren ließen sich nicht öffnen. Offenbar hatte sich der Rahmen verzogen.
Es war eine Ironie! Da lag ein Sanitätsfahrzeug im Graben, und es gelang ihm nicht, an Verbandszeug heranzukommen.
Der Teufel mußte hier seine Hand im Spiel haben!
Benommen setzte Campbell sich auf einen Stein und überlegte, was er tun könnte.
Sollte er einfach loslaufen und versuchen, von irgendwoher Hilfe herbeizuholen?
Hilfe – für wen?
Für Mc. Baines etwa? Aber der war im Augenblick verschollen…
Wie war Mc. Baines überhaupt entkommen? Er hätte doch ebenso kompliziert herausklettern müssen, wie Campbell selbst.
Seine Überlegungen führten den Sanitäter in eine Sackgasse. Er erhob sich, um sich den Verlauf der Straße anzusehen.
Sie führte direkt ins Wasser. Offenbar war Mc. Baines ein Stück hineingefahren, dann hatte sich der Wagen irgendwie in die

Gegenrichtung gedreht und war gegen die Böschung gekracht.

Campbell wußte nicht mehr, wie es zugegangen war.

Verzweifelt versuchte Campbell die Nebelschwaden zu durchdringen, um besser sehen zu können. Aber es war unmöglich. Diese Milchsuppe war einfach zu dicht.

Gerade als der Neunundzwanzigjährige sich zum Gehen wandte, riß einige Meter neben dem Autowrack der Nebel auf.

Es war nur für wenige Sekunden, aber es genügte Campbell, um das zu sehen, was er nicht sehen wollte.

Der schreckliche Anblick verschaffte ihm die Gewißheit, daß Mc.

Baines nicht davongelaufen war.

Dort drüben befand sich ein hoher Steinblock. Zwei Arme ragten aus dem Wasser und umarmten ihn wie einen letzten Rettungsanker.

An den Armen zeigten sich die Ansätze eines weißen Kittels.

***

Als Christine Bernards erwachte, wußte sie zunächst nicht, wo sie war. Erst als das Heu sie in der Nase kitzelte, kam ihr zu Bewußtsein, was sie erlebt hatte.

Phil – dieser verdammte Schuft hatte sie niedergeschlagen!

Sie erhob sich und stellte verblüfft fest, daß jemand sie angekleidet hatte. Chris wußte genau, daß sie in Unterwäsche hier heruntergekommen war.

Als die Haushälterin auf den Hof hinauswankte, wußte sie nicht mehr, ob sie alles wirklich erlebt, oder ob sie nur geträumt hatte. Sie dachte an Tom.

Er war gebissen worden – von einem Zwerg!

Sie kniff die Augen zusammen, drehte sich um und betrat nochmals den Pferdestall. Vorsichtig kletterte sie auf den Heuboden hinauf.

Thomas war nicht mehr da!

War er aufgewacht, oder hatte ihn jemand weggebracht?

Nachdenklich verließ Chris den Heuboden und den Stall. Sie lief zum Castle hinüber und suchte Toms Zimmer auf.

Dr. Mc. Phearson war im Raum und untersuchte Thomas.

»Was ist passiert?« fragte das Mädchen mit leiser Stimme.

»Ein neuer Fall von Schlafkrankheit«, gab der Arzt zurück. Er musterte die junge Frau von oben bis unten. »Sie sehen auch aus, als wollten Sie jeden Augenblick umkippen. Haben Sie die letzte Nacht durchgemacht?«

»Seien Sie nicht indiskret«, wehrte Chris sich schwach. Sie sah den Arzt an. »Nein. Ich habe gut geschlafen.« Von Phils Faustschlag sagte sie nichts. Für Chris war diese Tat ein Beweis dafür, daß der Butler sie liebte. Trotzdem wollte sie Thomas nicht mehr verlassen.

»Legen Sie sich etwas hin«, empfahl ihr der Arzt leutselig. »Ich rede

mit dem Lord. Es macht sicher nichts, wenn Sie zu spät zum Dienst kommen.«

»Sicher nicht«, hauchte das Mädchen und verließ das Zimmer, ohne den Arzt auch nur eines einzigen Blickes zu würdigen.

Benommen stieg sie die Treppen zu ihrem Zimmer hoch. Sie fühlte sich ausgelaugt, matt und zerschlagen.

Sie wußte genau, daß sie Phil nicht anschwärzen würde. Der Faustschlag war eine private Sache zwischen ihnen beiden gewesen, dachte sie. Seltsamerweise konnte sie dem Butler deswegen auch gar nicht böse sein.

Als sie ihr Zimmer betrat, schwebte plötzlich ein goldener Dolch über dem Bett.

Chris erschrak. Ihre Augen weiteten sich.

Sie glaubte zu träumen.

Langsam ging sie auf das Bett zu, dabei kniff sie die Augen zusammen.

Ein zierlicher Dolch mit verspielt geschmiedeten Verzierungen hing in der Luft. Die Schneide deutete auf die Wand.

Ohne viel nachzudenken, griff Chris nach der Waffe.

Sie fiel dem Mädchen regelrecht in die Hand.

Der Dolch war federleicht, aber die Klinge war von todbringender Schärfe.

Die junge Haushälterin wußte nicht, was sie mit dem Ding anfangen sollte. Ihr Verstand weigerte sich, dieses Ereignis zu akzeptieren.

Ein Dolch war schwerer als Luft! Wieso war er dann über dem Bett geschwebt?

»Willst du, daß dein Freund Tom wieder erwacht?« fragte ein piepsiges Stimmchen hinter Chris.

Erschrocken fuhr sie herum. Sie erblickte den Zwerg, den sie im Pferdestall verfolgt hatte.

»Was willst du von mir?« fragte sie benommen. Ihr Verstand hatte das Erscheinen des Dolches noch nicht verkraftet, da stand plötzlich dieses Männlein vor ihr.

»Der goldene Dolch ist ein Geschenk des Meisters an dich«, sagte der Zwerg grinsend. »Er möchte, daß du ihm einen kleinen Dienst erweist…«

»Was soll das?« fragte Chris plötzlich energisch. Irgendwie ging ihr der Zwerg auf die Nerven. »Was ist das für ein komischer Meister? Wie kommt der Kerl auf die Idee, daß ausgerechnet ich ihm einen Dienst erweisen könnte…?«

»Du bist auserwählt«, antwortete der Bucklige so, als wäre es das selbstverständlichste auf der Welt. »Wenn du den Meister enttäuschst, dann wird Thomas Fordedis sterben!«

Chris erbleichte. Ihre Lippen bemühten sich, Worte zu formen, doch

vergebens. In diesem Augenblick wurde der Dolch in ihrer Hand glühend heiß!

Sie wollte aufschreien, den Dolch loslassen, aber es gelang ihr nicht.

Ihre Blicke trafen die des Zwerges, und Chris glaubte in diesen Augen versinken zu müssen.

Der Zwerg hob die Hand. Zwischen den Fingern hielt er ein blinkendes Ding, einen Stern, von dem eine seltsame Ausstrahlung ausging.

»Den Wunsch des Meisters befolgt man, oder man stirbt«, sagte der Zwerg, und sein Gesicht verfinsterte sich. »Dir bleibt keine Wahl!«

***

»Eine elende Fahrt!« schimpfte Mike Hunter. Verbissen steuerte er den Rover durch den Nebel. »Nicht die kleinste Unebenheit auf der Straße ist zu sehen – geschweige denn ein Schloß oder sowas…«

Schweigend saß Damona neben dem Freund und lauschte in sich hinein. Vor einer Stunde hatte sich der Hexenstein auf ihrer Brust erwärmt. Weiter war nichts geschehen. Noch immer verströmte der Stein eine gleichmäßige Hitze.

Bisher hatte sie Mike nichts davon gesagt. Sie hatte Müdigkeit vorgeschützt und war in Nachdenklichkeit versunken.

Irgendwann waren dann Schatten und Schemen dort draußen aufgetaucht, die direkt aus der Hölle zu kommen schienen.

Aufmerksam hatte Damona sich auf die Erscheinungen konzentriert. Sie versuchte die Bilder zu identifizieren, aber sie wußte genau, daß das nicht leicht war.

Auch Mike sah die Bilder, aber er schrieb sie seiner überreizten Phantasie zu. Allerdings gab ihm zu denken, daß Damona so schweigsam war.

»Ich weiß nicht«, sagte die junge Konzernerbin nach einer Weile, »aber es sieht aus, als tobte dort draußen ein Dimensionengewitter…«

»Du meinst die seltsamen Horrorerscheinungen«, hakte der Generalbevollmächtigte des King-Konzerns nach.

»Ja. Diese Figuren sind nicht real. Sie können uns nichts tun – jedenfalls hier und jetzt nicht!«

»Woher weißt du das so genau?« Mike wandte den Blick nicht von der Straße.

»Ich spüre es«, erwiderte Damona, und ihre Blicke wirkten geistesabwesend. »Wir könnten anhalten und diese Erscheinungen berühren – uns würde nichts passieren…«

»Ausprobieren möchte ich es trotzdem nicht«, murmelte Mike und fuhr weiter. Gleich darauf kam ein Wegweiser in Sicht, der die Richtung nach Redwood-Castle anzeigte.

Mike Hunter bog ab, ohne zu wissen, daß nicht lange vorher ein

Krankenwagen genau über die gleiche Straße gefahren war.
Der Nebel schien noch dichter zu werden. Plötzlich waren die seltsamen Erscheinungen verschwunden.
»Die Dimensionslücke muß sich geschlossen haben«, murmelte Damona geistesabwesend. Sie griff nach dem Hexenstein auf ihrer Brust, den sie von ihrer verstorbenen Mutter bekommen hatte. Er kühlte nicht ab.
Sicher hatte das etwas zu bedeuten. Damona fühlte das Unheil nahen. Stand die merkwürdige Schlafkrankheit mit dem Dimensionengewitter in ursächlichem Zusammenhang?
Die junge Konzernerbin war bereit, jeden Mosaikstein, mochte er noch so klein sein, in ein Bild einzufügen, wenn sie nur erst wußte, worum es überhaupt ging.
Da trat Mike unvermittelt hart auf das Bremspedal.
Damona wurde nach vorn geschleudert, aber der Sicherheitsgurt zog sie sanft wieder zurück.
»Was ist denn jetzt los?« Verwirrt sah sie sich um. Sie war so sehr mit ihren Gedanken beschäftigt gewesen, daß sie den winkenden Mann am Straßenrand gar nicht gesehen hatte.
Jetzt kam er um den Rover herumgelaufen. Mike kurbelte das Fenster herunter.
»Nicht weiterfahren!« sagte der Fremde. »Die Straße endet im Moor. Wir sind verunglückt. Mein Freund liegt im Wasser…« Die Worte sprudelten nur so aus Campbells Mund.
Aufmerksam hörten Damona und Mike zu.
»Das möchte ich mir ansehen«, sagte der ehemalige Versicherungsdetektiv und legte den Sicherheitsgurt ab. Damona folgte seinem Beispiel.
Die beiden stiegen aus dem Wagen.
»Führen Sie uns zur Unfallstelle«, bat Mike den Sanitäter.
Campbell nickte und ging voraus.
Bald erreichten sie das umgestürzte Sanitätsfahrzeug. Mike sah sofort, daß hier jede Hilfe zu spät kam.
»Dort drüben liegt mein Freund«, sagte Campbell und deutete auf den Stein, aber plötzlich wurde er bleich.
»Das gibt es doch nicht! Er… – er ist nicht mehr da!«
»Vielleicht ist er endgültig hinabgesunken«, erwiderte Mike nachdenklich. »Das kann vorkommen.«
Campbell nickte. »So wird es sein.« Plötzlich wechselte er abrupt das Thema: »Haben Sie die Gruselgestalten auch gesehen?«
Damona nickte. »Es waren Spiegelungen. Sie verfolgten uns fast bis zur Abzweigung, an der der Wegweiser stand…«
Die junge Frau dachte nach. Das alles hier sah ihr sehr nach einer Falle der Dämonen aus. Wahrscheinlich hätte sie in die Falle gelockt

werden sollen. Durch Zufall hatte es den Krankenwagen zuerst erwischt.

Das ungute Gefühl in Damona verstärkte sich. Sie wußte, daß sie sich heute noch auf einiges gefaßt machen mußte.

Hier in dieser Gegend lauerte das Böse. Damona hielt sich für das Opfer. Sie wußte nicht, daß es sich diesmal ganz anders verhielt.

In diesem Augenblick begann Robert Campbell zu schreien.

Seine ausgestreckten Arme wiesen in das Moor.

»Hilfe! Da! Nein! – Das gibt es doch nicht!«

Damona sah in die angegebene Richtung. Eine Gänsehaut zog sich über ihren Rücken.

Ein Wesen, das über und über mit Schlamm bedeckt war, hob sich dort aus dem Wasser. Es schüttelte sich, schien sich umzusehen und kam dann direkt auf die kleine Gruppe aus drei Leuten zugelaufen, die am Ufer stand.

Langsam kam das unheimliche Wesen näher. Das Gesicht war vollkommen von nassem Schlamm bedeckt.

Damona King spürte den Wärmestein auf ihrer Brust noch heißer werden. Von der seltsamen Moorgestalt ging eine tödliche Drohung aus.

Was konnten sie dieser Gestalt entgegensetzen?

Gleich darauf stand das Schlammwesen auf dem Trockenen.

Da fiel ein Schlammklumpen von der Hand und offenbarte eine helle Männerhand. Dahinter war der Stoff eines Kittels zu erkennen.

Am Finger der Hand prangte ein goldener Ring.

»Nein!« stöhnte Robert Campbell da plötzlich auf. »Das ist Mc. Baines!«

***

Das Dimensionengewitter war nicht örtlich begrenzt. In diesem Augenblick erreichten seine Ausläufer Redwood-Castle.

Fred Marc of Chalktree, der Bruder des Schloßherrn, stand eben neben einer Box im Pferdestall und bewunderte einen rassigen Fuchs. Ehe die Feierlichkeiten begannen, wollte er noch ausreiten.

»Das ist Tobacco-Fox«, sagte Cliff Koftley zu dem Lord. Koftley kümmerte sich um die Pferde, wenn Fordedis dienstfrei hatte. Jetzt, da der Pferdeknecht erkrankt war, hatte er dessen Pflichten im Pferdestall übernommen.

»Würden Sie ihn mir satteln?« fragte Fred Marc den Dienstboten seines Bruders. »Ich möchte eine Runde ausreiten.«

»Wie Sie wollen, Sir«, gab Koftley zurück. Er lief nach hinten, holte dort einen Sattel, kam zurück und öffnete die Tür zu der Box.

Gemächlich sattelte er das Pferd. Dem Mann war anzusehen, daß er bei dieser Arbeit mit der Zeit eine gewisse Routine entwickelt hatte.

Ruhig sprach er auf das Pferd ein.
Tobacco-Fox schnaubte. Er hob den Kopf und blähte die Nüstern.
»Wieso ist er mit einem Mal so unruhig?« wollte der Bruder des Schloßbesitzers wissen. »Ist das normal?«
»Vielleicht liegt es am Wetter«, mutmaßte Cliff Koftley. »Möglicherweise mißfällt es ihm, bei diesem Wetter den warmen Stall verlassen zu müssen.«
Fred Marc nickte. »Möglich. Pferde haben oft eigenwillige Charaktere. Nicht selten sind sie intelligenter als wir Menschen.«
»Da haben Sie recht«, erwiderte der Diener. Er griff den Hengst jetzt an den Zügeln und führte ihn aus der Box.
»Kommen Sie mit«, wandte er sich an seinen Begleiter. »Am besten steigen Sie draußen auf.«
»In Ordnung«, erwiderte der Lord.
»Wo wollen Sie überhaupt hin?« fragte Koftley beiläufig.
»Ich reite etwas in Redwood-Town umher und dann vielleicht noch ein Stückchen ins Moor hinaus. Weshalb fragen Sie?«
»Nur so.« Koftley wirkte verschlossen. »Ich dachte mir, daß Sie ins Moor wollen. Ich finde, daß Sie da nicht allein reiten sollten…«
»Ich komme schon zurecht«, meinte Fred Marc of Chalktree leutselig. »Machen Sie sich um mich keine Sorgen.«
»Ich meinte ja nur«, gab Cliff Koftley zurück.
Über den Burghof wogte der Nebel. Vereinzelte Gestalten huschten über den Platz, aber keiner der beiden Männer kümmerte sich darum. Sie glaubten, daß es sich um andere Dienstboten handelte.
An Geistererscheinungen dachte in diesem Augenblick niemand.
»Das Burgtor ist offen«, sagte Koftley. »Die Zugbrücke wurde heruntergelassen, weil wir noch weitere Leute erwarten. Gäste – verstehen Sie.«
»Ich weiß«, erwiderte der Bruder des Schloßherrn. Er sah sich um.
»Bei diesem Wetter werde ich wohl nicht lange unterwegs sein«, meinte er und wandte sich noch einmal an den Diener. »Bis später.«
»Bis bald«, wünschte Koftley dem andern, drehte sich um und verschwand wieder im Stall.
Vorsichtig ritt der Lord über den Hof. Bei diesem Wetter wollte er kein zu hohes Tempo einlegen. Es war sicherer, wenn er sich Zeit ließ.
Tobacco-Fox schien mit dem Reiter einer Meinung zu sein, denn auch der Hengst machte keinerlei Anstalten, sein Tempo zu erhöhen.
Erst jetzt bemerkte Fred Marc die düsteren Schatten, die am Boden und in der Luft schwebten. Noch glaubte er, daß ihm seine überreizte Phantasie einen Streich spielte.
Jetzt hatte er schon Halluzinationen. Dabei hatte er heute noch keinen Schluck Alkohol getrunken.
Sollte er nicht doch lieber umkehren und den Ausritt sein lassen?

Irgend etwas in seinem Innern warnte ihn. Er wußte nicht, was es war und ob er darauf etwas geben sollte.

Schließlich entschied er sich gegen die innere Stimme. Jetzt wurde er schon hysterisch!

Energisch packte er die Zügel und ritt auf das Burgtor zu. Er hatte keinen Grund zu zögern. Die Angst war dem Nebel zuzuschreiben – das war doch ganz natürlich.

Fred Marc of Chalktree war Anthropologe. Er führte seine Unsicherheit auf verborgene Urängste des Unterbewußtseins zurück. Es war die kreatürliche Angst des Steinzeitmenschen, die noch immer in ihm wohnte – auch wenn er ein Mensch des zwanzigsten Jahrhunderts war. Aber hier irrte der Bruder des Schloßherrn. Was er sah waren keine Halluzinationen.

Sein Pech war, daß auch Tobacco-Fox die Schemen und Schatten sehen konnte.

Plötzlich fing das Pferd zu zittern an. Es schnaubte und wieherte kurz auf. Dann blieb Tobacco-Fox stehen.

Fred Marc of Chalktree konnte nichts ausrichten, um das Pferd wieder in Bewegung zu setzen. Dabei war er ein guter und erfahrener Reiter, dem so etwas noch nicht passiert war.

Gewalt konnte er nicht anwenden, damit hätte er sich nur die Feindschaft des Hengstes zugezogen.

Was sollte er tun?

Ganz unvermittelt tauchte eine wolfsähnliche Gestalt aus dem Nebel auf. Sie schien auf das Pferd zuspringen zu wollen.

Da sprang Tobacco-Fox senkrecht in die Höhe. Das Pferd bäumte sich auf und warf sich herum. Ohne daß der Reiter etwas dagegen tun konnte, raste der Hengst zurück in den Burghof.

Cliff Koftley war nochmals aus dem Stall gekommen, um im Hauptgebäude etwas zu holen. Er hatte etwa die Mitte des Hofes erreicht, als es passierte.

Alles ging blitzschnell!

Tobacco-Fox kam herangestürmt. Der Hengst schien nicht mehr zu wissen, wohin er lief. Er galoppierte direkt auf Koftley zu.

Der Diener konnte nicht mehr ausweichen. Mit weitgeöffneten Augen sah er den Hengst auf sich zukommen.

Er wollte sich noch zu Boden werfen, aber da hatte Tobacco-Fox ihn schon erreicht. Die Hufe trafen den Mann am Kopf und warfen ihn zu Boden.

Der Sand färbte sich rot!

***

Ehe Mike Hunter sich versah, war der Moormann schon heran, streckte die Arme aus und wollte sie Mike um den Hals legen.

In letzter Minute vollführte der frühere Versicherungsdetektiv eine Drehung und ließ sich zu Boden gleiten.

Mit dem Fuß trat er dabei nach dem unheimlichen Gegner. Aber er vermochte ihn nicht zu Boden zu werfen.

Da griff der Moormann nach Mikes Bein und zog daran.

Hunter fühlte sich von Titanenkräften gepackt und herumgerissen.

Das Ungeheuer drehte sich um die Körperachse und ließ los.

Mike wurde in den Graben geschleudert. Er hatte noch Glück, daß er nicht in das brackige Moorwasser fiel.

Sein Kopf brummte wie nach einer durchzechten Whiskynacht.

Nur mühsam kam er wieder auf die Beine.

Inzwischen griff das Moorungeheuer Campbell an.

Der Sanitäter hatte gesehen, was sein ehemaliger Kollege mit Mike Hunter gemacht hatte, und wandte sich zur Flucht.

Er rannte über die Straße und sprang auf den Sanitätswagen. Das Auto schwankte verdächtig, als Campbell landete.

Der untote Mc. Baines setzte nach. Behende verfolgte er sein Opfer.

Während Mike sich wieder aus dem Graben und über die Böschung quälte, blieb Damona nicht untätig. Sie zog eine kleine Beretta heraus, die sie in der Handtasche aufbewahrte.

Obwohl sie sich vorstellen konnte, daß die Kugeln der Pistole bei einem Untoten nicht viel ausrichteten, feuerte sie doch. Es genügte schon, wenn sie Mc. Baines von Campbell ablenken konnte.

Ein Schuß krachte auf, dann noch einer.

Damona hatte zweimal getroffen.

Tatsächlich drehte der Untote sich um.

Er vergaß Campbell und schritt jetzt auf Damona zu.

Die Inhaberin des King-Konzerns öffnete ihre Bluse und nahm den erhitzten Hexenstein in die Hand.

Er mußte sie retten, sonst war sie verloren!

Flüchtig hielt Damona nach Mike Ausschau. Ihr Freund kletterte eben über die Böschung. Er war noch sehr benommen.

Das Moorwesen breitete die Arme aus. Ein unheimlicher magischer Geist beseelte den Ertrunkenen. Damona spürte den Haß dieser Kreatur, ein Haß, der nicht von der ursprünglichen Persönlichkeit dieses Mannes ausging.

Die junge Frau wich zwei Schritte zurück. In der einen Hand hielt sie den Hexenstein, in der anderen die Beretta. Um das Handgelenk hatte sie ihre Handtasche gelegt.

Unbeirrt kam der Untote auf Damona zu.

Da schoß Damona ein weiteres Mal. Sie traf den Gegner direkt in die Stirn. Ein häßliches Loch war zu sehen, und schwarzes Blut floß heraus – es sah aus wie Moorwasser.

Für einen Augenblick gelang es ihr, den Vormarsch ihres Mörders zu

stoppen. Die Kugel mußte den Moormann verwirrt haben. Es war so wie vorhin auch.

Noch einmal sah Damona nach Mike. Er lag jetzt neben der Straße und versuchte hochzukommen. Er mußte große Schmerzen haben.

Hoffentlich hatte er sich nichts gebrochen. Auch nach Campbell hielt Damona Ausschau. Der Sanitäter kletterte eben in das Führerhaus des wracken Bedford.

Offensichtlich hatte er einen Plan. Wollte er etwas aus dem Führerhaus holen?

Jetzt hatte Mc. Baines sich wieder gefangen und ging erneut auf Damona los.

Die junge Frau wich zurück und ließ die Beretta in die Handtasche fallen. Es hatte keinen Sinn, wenn sie das ganze Magazin verschoß.

Vielleicht brauchte sie die Waffe später noch dringender.

Als Damona in eine Pfütze trat und ihren Fuß naßwerden spürte, drehte sie sich kurz um.

Sie erschrak. Wenige Meter hinter ihr begann ein Moorsee!

Wollte der Untote sie dort hineintreiben? Wollte er sie zu seinesgleichen machen?

Das durfte nicht geschehen!

Damona sprang urplötzlich zur Seite und rannte vorwärts, wieder genau auf Mike und den kaputten Krankenwagen zu.

Sofort folgte ihr das Moorungeheuer.

In ihrer Panik übersah Damona einen Stein, der aus dem unebenen Weg ragte, und stolperte. Sie konnte sich nicht mehr fangen.

Zu spät! Das Moorwesen war schon über ihr.

Damona sah ihre letzte Stunde für gekommen an. Sie preßte den Wärmestein in ihrer Hand jetzt so fest, daß es ihr schon Schmerzen verursachte.

Der Tod war nicht mehr fern!

Da setzte der parapsychische Abwehrmechanismus des Mädchens ein, wie immer, wenn ihre normalen Körperkräfte versagten und der Tod nahe war.

Der Moormann beugte sich zu Damona hinunter, wollte sie würgen, als er unvermittelt zurückprallte.

Wie ein Roboter blieb er neben Damona stehen. Er versuchte es ein zweites Mal, prallte aber wieder zurück.

Damona atmete auf. Sie kannte dieses Phänomen. Es war das unsichtbare Schutzfeld, daß sich gelegentlich um sie herum aufbaute, wenn sie in akuter Gefahr war.

Demnach waren ihre Abwehrkräfte heute nicht so stark wie sonst.

Normalerweise hätte ihr Unterbewußtsein den Gegner vernichten müssen. Das Schutzfeld schützte nur sie selbst, nicht aber die andern vor der Gefahr.

Genau das mußte das Moorwesen auch erkannt haben. Erneut lief es auf das Wrack des Sanitätswagens zu.

Campbell kletterte eben aus dem Führerhaus. Er hatte einen Verbandskasten in der Hand.

Mike Hunter sprang plötzlich auf, griff sich einen harten Ast oder ein Wurzelstück – Damona konnte nicht genau erkennen, was es war – und rannte auf das Moorwesen zu.

Hart ließ er das Holzstück auf den Untoten niederkrachen.

Der andere bückte sich und ging seinerseits zum Angriff über.

Aber immer wieder wich Mike geschickt aus.

Damona sah, daß dieser ungleiche Kampf nicht lange dauern konnte. Mühsam richtete sie sich auf und rannte nun ihrerseits auf den Moormann zu.

Sie hoffte, daß ihre Barriere noch existierte. Nur damit konnte sie den Untoten von Mike vertreiben.

Noch einige Male ließ Mike Hunter den Knüppel auf den Kopf des Monsters niedersausen, jedoch mit mäßigem Erfolg.

Da erreichte Damona den Moormann und griff wieder in die Auseinandersetzung ein.

Mit ihrem ganzen Körpergewicht rannte sie gegen das Moorwesen, das einmal Howard Mc. Baines gewesen war.

Erleichtert nahm Damona zur Kenntnis, daß die magische Barriere noch existierte. Sie warf sich gegen den Körper des Toten und trieb ihn zurück bis an die Böschung.

Gleich darauf verlor Mc. Baines den Halt und fiel hinunter.

Das Wasser verschluckte ihn.

Damona atmete auf, obwohl sie nicht wußte, ob der Spuk endgültig vorüber war.

***

Sie sah Campbell am Sanitätswagen herumbasteln, wußte aber nicht, was er vorhatte. Als sie seinen Namen rufen wollte, vernahm sie im Moor ein leises Glucksen. Sie stutzte und rannte zur Böschung zurück. Mike folgte ihr.

Tatsächlich schwamm das Moorwesen dort unten. Der Untote bewegte sich direkt auf den Krankenwagen zu.

Damona rief Campbell eine Warnung; zu, aber der Sanitäter reagierte gar nicht.

Erst als der untote Mc. Baines am Krankenwagen rüttelte und sich hochzuziehen begann, richtete Campbell sich auf.

»Gehen Sie zu Ihrem Wagen zurück!« rief er Damona und Mike zu. »Ich werde mit dem Kerl schon fertig! Warten Sie, vielleicht kann ich nachkommen!«

»Und wenn nicht?« rief Damona zurück.

»Dann merken Sie es schon!« Campbell blieb ganz ruhig. Mit einem Tritt beförderte er den Untoten zurück ins Wasser.

Als er sah, daß Mike und Damona noch immer am Ufer standen, wurde er energischer: »Verschwinden Sie! Hier wird es gleich hart hergehen! Ich schaffe es schon!«

Mike nahm Damona bei der Hand. Erst als er sie schon berührt hatte, fiel ihm auf, daß die magische Barriere nicht mehr existierte.

Ansonsten hätte er wahrscheinlich einen elektrischen Schlag oder etwas ähnliches bekommen.

»Gehen wir«, sagte er zu seiner Freundin und Chefin. »Ich hoffe, daß er weiß, was er tut.«

Langsam liefen sie zum Wagen zurück. Die Kampfgeräusche drangen zu ihnen herüber, aber sie konnten nicht eingreifen, da Campbell es nicht wollte.

Weder Mike noch Damona fühlten sich besonders wohl, den Sanitäter so alleine gegen das Moormonster kämpfen zu lassen. Aber was sollten sie machen?

Als sie eben in den Wagen stiegen, knallte es so laut hinter ihnen, daß der Boden zitterte.

Eine Hitzewelle jagte über das Moor.

Erschrocken ließen Damona und Mike sich in ihre Sitze fallen. Sie blickten zurück und sahen sich schreckensbleich an.

»Der Tank«, hauchte Damona. »Das hat er gemeint…!«

»Deshalb der Verbandskasten«, verstand Mike den Sachverhalt.

»Er hat Binden in den Tank gelegt, mit Benzin getränkt und angezündet, als das Monster in Reichweite war…«

»Und sich selbst mit in die Luft gejagt«, ergänzte Damona mit vibrierender Stimme. Ein Kloß bildete sich in ihrem Hals.

Vor dem Rover befanden sich die ausgeglühten Trümmer des Krankenwagens. Einige Benzinlachen brannten auf dem Wasser und erloschen langsam.

Es sah aus wie nach einem Flugzeugabsturz – oder wie nach einem Bombeneinschlag…

Vorsichtig wendete Mike den Rover und fuhr zurück.

Es war überstanden…

… aber um welchen Preis…!

Schweigen senkte sich über das Moor.

***

»Es wird hart, aber er wird durchkommen«, sagte Doktor Mc.

Phearson zum Schloßherrn von Redwood-Castle. »Er braucht Ruhe, das ist vorerst das wichtigste.«

»Daß bei dem verrückten Wetter die Pferde scheu werden ist kein Wunder«, erwiderte der Lord. Seine Stimme senkte sich, als er sagte:

»Haben Sie vorhin die merkwürdigen Erscheinungen auch gesehen, Steve?«

Mc. Phearson verneinte. »Ich hatte zu viel zu tun«, erklärte er. »Da konnte ich nicht aus dem Fenster sehen.«

»Es war ganz kurz«, berichtete der Lord. »Es dauerte vielleicht fünf oder zehn Minuten. Seltsamerweise verschwanden die Bilder, als Tobacco-Fox verrückt zu spielen begann.«

Sie hatten den Verletzten auf sein Zimmer gebracht, und ein Dienstmädchen kümmerte sich um ihn. Die beiden Männer saßen im Salon, wo bereits aufgeräumt worden war.

Im ganzen Schloß waren noch die Aufräumungsarbeiten im Gange. Putz, Kalk und Scherben wurden beseitigt und alles so gut es ging und soweit die Mittel es gestatteten, repariert. Immerhin sollte es heute noch ein Fest geben.

»Wenn das so weitergeht, dann blase ich die Feier ab«, sagte der Lord soeben. »Fast könnte man meinen, eine überirdische Macht will das Fest mit Gewalt verhindern.«

»Wozu?« gab Mc. Phearson zurück. »Es hätte doch keinen Sinn? Wer will schon eine Silberhochzeit stören?«

Der Lord zuckte nur mit den Schultern.

Übergangslos sah Mc. Phearson auf die Uhr. »Wo nur der Krankenwagen bleibt? Sie müßten doch längst hier sein…«

»Vielleicht haben sie das Castle verfehlt.« Lord Paul Duncan of Chalktree blieb ganz ruhig. »Möglich ist alles, an diesem Nebeltag. Ich wollte eine Silberhochzeit feiern, keine graue Hochzeit…«

»Nehmen Sie die Sache nicht so tragisch«, winkte der Arzt ab.

»Vielleicht wird die Feier doch noch ganz nett.«

»Jedenfalls brauche ich jetzt einen Tee«, sagte der Lord. »Trinken Sie einen mit?«

»Gerne«, stimmte Mc. Phearson zu und verzog das Gesicht. »Hoffentlich fällt dieses Mal nicht wieder der Kronleuchter herunter…«

»Ihr Wort in Gottes Ohr«, meinte der Lord und blickte an die Decke, so als zeigte sich dort schon der erste Riß.

Der Lord klingelte und gleich darauf trat der Butler ins Zimmer.

»Sie haben geläutet, Sir?«

»Bringen Sie uns bitte Tee, Phil«, ordnete der Schloßherr an. »Bei diesem kalten Wetter müssen wir uns aufwärmen.«

»Sehr wohl, Sir.«

Phil Coonz drehte sich um und verschwand.

»Ein netter Kerl«, sagte der Lord. »Ich bin froh, daß ich ihn damals bei mir aufgenommen habe.«

»Man soll wirklich nicht nach dem Vorleben der Menschen urteilen«, stimmte Mc. Phearson zu. »Wer weiß, in welches Unglück dieser junge

Mann geraten wäre, wenn Sie ihn abgewiesen hätten. Unsere Gesellschaft stürzt straffällig gewordene Menschen leider viel zu schnell in dieses Halbweltleben zurück. Unsere Gesellschaft kriminalisiert Kriminelle, könnte man fast sagen.«

»Eine interessante These«, gab der Lord zurück. »Ich wußte gar nicht, daß Sie sich auch mit solchen Dingen befassen.«

»Ich interessiere mich für alles«, gab der Arzt zurück. »Vor allem der Mensch interessiert mich – und das von jeder Seite: physisch, psychisch, soziales Verhalten und so weiter.«

»Dann beobachten Sie Phil nur noch weiter«, gab der Lord zurück.

»Ich glaube er ist eifersüchtig. Christine Bernards hat ihn verlassen und ist wieder zu Tom Foredis zurück.«

»Interessant«, meinte der Arzt. »Vielleicht sollte ich hier wirklich meine Beobachtungen anstellen…«

In diesem Augenblick kam der Butler mit einer Kanne dampfenden Tees zurück. Sofort stellten die beiden Männer ihr Gespräch ein.

Peinliche Stille herrschte.

Auf dem Tablett standen auch Teller und Tassen. Mc, Phearson wollte dem Butler behilflich sein und eine Tasse nehmen, aber da wich Phil einen Schritt zurück.

»Das möchte ich selbst machen, Sir«, sagte er.

»Wie Sie wollen«, erwiderte Mc. Phearson leicht gekränkt.

»Lassen Sie ihn nur machen«, schaltete der Lord sich ein. »Schließlich ist es sein Job.«

Mc. Phearson nickte. Er beobachtete Phil. Dabei fiel ihm auf, daß der Butler die Tasse, nach der er vorhin gegriffen hatte, dem Lord hinstellte.

Zufall oder Absicht…?

Mc. Phearson wußte nicht, weshalb er plötzlich skeptisch wurde.

War es nur sein eigener, gekränkter Stolz, weil seine Hilfsbereitschaft abgelehnt worden war? Oder war der Argwohn berechtigt?

Interessiert sah der Arzt zu, wie der Butler zuerst dem Lord und dann ihm den Tee eingoß.

Aber wieso der Butler etwas gegen den Lord unternehmen wollte?

Das war doch absurd.

In diesem Augenblick entdeckte Mc. Phearson das Schachspiel.

Sofort waren seine Gedanken abgelenkt. Er gab auch nicht viel auf seine Intuition, zumindest nicht in diesem Fall.

Mc. Phearson war bereit, seinen Argwohn gegenüber Phil eher als Ursache seines verletzten Stolzes abzutun. Außerdem wollte er Phil nicht als Kriminellen sehen, das durfte er dem guten Kerl nicht antun.

Der Arzt erhob sich und ging zu dem kleinen Marmortischchen in der Ecke, auf dem das Schachbrett eingelassen war. Die Figuren waren aus erlesenen Steinen, wahrscheinlich Alabaster, und wunderbar

ausgeformt.

Jede Schachfigur hatte ein eigenes Gesicht bekommen. Während die weißen Figuren irgendwie freundlich blickten, sahen die schwarzen drohend und finster drein. Nur die Springer und Türme hatten keine Gesichter.

Der Lord hatte noch nichts von seinem Tee getrunken. Nun erhob er sich ebenfalls und kam zu Mc. Phearson herüber.

»Gefällt es Ihnen?«

»Sehr. Spielen Sie oft?«

»Gelegentlich.« Der Schloßherr drehte sich um. »Aber nicht hier. Im Westturm befindet sich ein viel schöneres Spiel. Dort oben gibt es sogar ein richtiges Schachzimmer. Schade, daß die Treppe eingestürzt ist. Ich hätte es Ihnen gerne mal gezeigt.«

»Dazu haben wir später sicher noch mal Gelegenheit«, meinte der Arzt. Nachdenklich kratzte er sich am Kinn. »Sie spielen hier nicht, sagten Sie?«

»Nein. Ich ziehe den Turm vor.«

»Seltsam«, erwiderte der Doktor und betrachtete sich das Spielfeld. Über das ganze Brett standen die Figuren verstreut. Beinahe sah es so aus, als hätten zwei Spieler ihre Partie unterbrochen.

»Aber wer spielt dann?« wollte Steve Mc. Phearson wissen.

»Keine Ahnung«, gab der Lord zurück. »Vielleicht meine Frau, vielleicht welche von den Gästen. Ist doch egal, oder?«

»Schon«, meinte der Arzt nachdenklich. Seine Blicke glitten über das Feld. Er versuchte die einzelnen Züge, die zum gegenwärtigen Stand des Spiels geführt hatten, zu rekonstruieren. Dabei kam er bald schon zu dem Schluß, daß es sich um zwei hervorragende Spieler handeln mußte.

Beiläufig bemerkte er auch, daß ein schwarzer Läufer dem König Schach bot…

***

»Endlich«, sagte Mike Hunter aufatmend. »Das Schloß! Ich dachte schon, wir erreichen es überhaupt nicht mehr.«

»Glücklicherweise haben wir jetzt die richtige Richtung erwischt«, meinte Damona. »Endlich können wir uns aufwärmen.«

»Du sagst es, Schatz.« Mike lächelte. Vorsichtig steuerte er den Rover über die etwas klapprig wirkende Zugbrücke.

Noch immer hatte der Nebel sich nicht gelichtet. Auch aus diesem Grund mußte Mike vorsichtig sein.

Er steuerte den schweren Wagen durch das Tor. Keine Menschenseele war zu sehen. Auch geparkte Autos sah er noch nicht. Wahrscheinlich waren sie weiter hinten abgestellt worden.

Wenig später fand Mike tatsächlich eine Art Parkplatz.

Er stellte den Rover ab und stieg aus.

»Kein Empfangskomitee«, murmelte er. »Die haben uns in dem Nebel bestimmt übersehen.«

»Oder sie haben Probleme«, sagte die junge Konzernerbin mit leiser Stimme. Sie fühlte eine unerträgliche Spannung in der Luft hängen.

Zwei gegensätzliche Strömungen bauten ein Spannungsfeld auf: Damona spürte sowohl das Böse wie auch das Gute – beides in gleicher Intensität und Stärke.

»Ist dir nicht gut?« fragte Mike, der die Veränderung im Gesicht seiner Freundin bemerkt hatte.

»Danke, es geht«, entgegnete sie. »Aber hier stimmt etwas nicht. Ich spüre, daß etwas in der Luft liegt. Fast scheint mir, daß diese böse Sache im Moor nur ein schwaches Vorgeplänkel war…«

Mike schloß den Wagen ab. Die Koffer ließ er im Kofferraum. Es genügte, wenn sie später geholt wurden.

Langsam liefen Damona und Mike über den Burghof. Eine Totenstille herrschte hier. Es war unheimlich – mit einem Wort.

»Ob die alle schon von der Schlafkrankheit hingerafft wurden?« überlegte Mike halb im Scherz. »Kaum vorstellbar.«

»Warten wir's ab«, erwiderte Damona leise. »Irgend etwas geschieht hier. Ich fühle es!«

Endlich erreichten sie das Hauptgebäude. Mike betätigte den schweren Türklopfer.

Ein junger Mann in schwarzer Livree öffnete. Mike fiel auf, daß Damona unmerklich zurückzuckte.

»Wen darf ich melden?«

»Damona King und Begleitung«, sagte Mike schnell. Er ließ seine Freundin nicht aus den Augen. Etwas in ihr verkrampfte sich, aber Damona setzte eine Maske auf, die für Außenstehende nicht so leicht zu durchschauen war. Nur ihrem Freund Mike konnte sie nichts vormachen.

»Was hast du?« raunte Hunter ihr zu, als der Butler einige Schritte vorausgegangen war.

»Das Böse«, hauchte sie. »Es ist hier!«

»Der Butler?« folgerte Mike sogleich.

»Nicht direkt«, gab Damona zur Antwort. »Er ist gefangen. Ein Werkzeug – aber innerlich doch gut.«

Sie kamen nicht mehr dazu, sich weiter zu unterhalten, da der Butler eben die Tür zum Salon öffnete.

»Damona King ist angekommen, Sir«, meldete er.

Der Lord hatte offenbar eben aus seiner Teetasse trinken wollen, stellte sie jetzt aber wieder weg. Erfreut erhob er sich und ging auf Damona zu.

»Wie nett, daß du es doch noch geschafft hast, Kind«, sagte er und

umarmte seine Nichte. »Ich fürchtete schon, daß du es nicht schaffst. Der Nebel, weißt du.«

»Wir haben ihn erlebt«, sagte Damona gepreßt und dachte an das schreckliche Ereignis im Moor. Sie wandte sich Mike zu und stellte ihn vor: »Das ist mein Freund Mike Hunter, nebenbei auch noch Generalbevollmächtigter des Konzerns.«

»Ach ja, deine Geschäfte«, meinte der Lord fahrig. »Das war ja schon die Krankheit deines Vaters. Vor lauter Konzern hatte er das Privatleben oft vergessen. Sonst wäre er doch viel häufiger bei mir aufgetaucht, nicht…?«

»Ja, der alte James F. hatte viel um die Ohren«, nickte Mike und reichte dem Lord die Hand. »Ich habe inzwischen einen Einblick in das Schaffen dieses Mannes erhalten. Er war ein Genie.«

»Das war er allerdings«, stimmte der Lord zu. »Sehr erfreut Sie kennenzulernen, Mister Hunter.«

»Ebenfalls«, sagte Mike und drückte die Hand seines Gegenüber.

Der Lord war ihm auf den ersten Blick sympathisch.

Von Damona wußte Mike, daß sich Lord Duncan sein eigenes individuelles Reich gestaltet hatte. Er war nie viel aus den Wänden seines Castle herausgekommen, aber er war dabei glücklich geworden und hatte sich seine Würde bewahrt.

»Trinken Sie doch eine Tasse Tee mit uns«, sagte der Schloßherr zu Mike und hakte sich bei Damona unter. »Komm, mein Kind, wir haben uns sicher viel zu erzählen.« Er drehte sich noch rasch zu Phil um: »Machen Sie uns bitte noch einen Tee. Die Gäste müssen auch bewirtet werden. Sicher sind sie völlig ausgefroren.«

»Allerdings«, sagte Damona. »Ich bin froh, daß wir uns hier aufwärmen können.«

Phil schloß hinter sich die Tür. Lord Duncan stellte den Arzt vor, dann setzten Mike und Damona sich zu den beiden an den Tisch.

Der Lord reichte Damona seine Tasse. »Du kannst dich inzwischen an meinem Tee aufwärmen, Damona«, meinte er. »Ich kam noch nicht dazu, davon zu trinken.«

»Gerne«, nahm Damona das gutgemeinte Angebot an und hob die Tasse an ihren Mund. Das Aroma des Tees streichelte ihre Nase.

Damona nahm einen tiefen Schluck.

In diesem Augenblick zuckte Doktor Steve Mc. Phearson zusammen.

Er hatte das Schachbrett geistesabwesend betrachtet.

Plötzlich hatten die Figuren sich bewegt!

Mc. Phearson wußte nicht, ob er einer Halluzination zum Opfer gefallen war, oder ob sich alles tatsächlich so ereignet hatte.

Jedenfalls war die Dame vor den weißen König gerutscht.

Im gleichen Augenblick hatte der Läufer sie geschlagen…

***

Phil Coonz hatte das Fläschchen, das der Zwerg ihm gegeben hatte, immer noch einstecken. Die Hälfte davon hatte er in die Teetasse gekippt, die für den Lord bestimmt war.

Eben war der Zwerg wieder hier in der Küche gewesen und hatte seine Anweisungen erteilt. Jetzt sollte Coonz den Rest der Flüssigkeit in die Tasse gießen, die für die junge Frau bestimmt war.

Der Butler hatte die Neuangekommene ausgiebigst gemustert. Damona King war eine bildschöne Frau. Sie hatte Rasse: Ein makelloses Gesicht, das von einer Flut pechschwarzer Haare umrahmt wurde. Nur der melancholische, fast schon gequälte Ausdruck auf ihrem Gesicht wollte nicht so recht zu dem Bild passen, das man sich von dieser Frau machte.

Bei diesem Aussehen, dieser Figur, konnte man in ihr nicht gerade ein Kind von Traurigkeit vermuten.

Vielleicht bedrückte die junge Frau irgend etwas…

Aber es war müßig, darüber nachzudenken. Phil hatte seinen Auftrag, und nur das zählte. Solange niemand an dem Schlafmittelchen starb, war alles in Ordnung.

Er brühte den Tee auf und stellte die beiden Tassen auf das Tablett. In eine der Tassen goß er den Rest des kleinen Fläschchens.

Eben als er die Flasche wegwerfen wollte, löste sie sich übergangslos in Luft auf. Es war, als hätte sie nie existiert.

Coonz erschrak erst, doch dann dachte er sich nichts mehr dabei.

Das Auftauchen des Zwergs war schon seltsam genug gewesen.

Warum sollte sich also nicht auch noch eine Flasche in Luft auflösen?

Die ganze Welt war verrückt geworden. Warum noch weiter darüber nachdenken?

Der Butler hing das Tee-Ei in die Kanne und goß das heiße Wasser darüber. Dann nahm er das Tablett auf und trug es in den Salon hinüber.

Als er die Tür öffnete, kippte Damona King eben vom Stuhl.

Coonz erschrak, als er die Tasse vor dem Mädchen stehen sah.

Doch dann beruhigte er sich. Schließlich war es egal, ob es zuerst den Lord oder das Mädchen erwischte. Aufgeschoben war nicht aufgehoben.

Erschrocken standen die drei Männer auf und kümmerten sich um Damona. Besonders Mike Hunter tat sich dabei hervor. Coonz stellte die beiden leeren Tassen vor Hunter und den Lord. Ihm kam das Getümmel äußerst gelegen.

»Es ist die Schlafkrankheit«, stellte Mc. Phearson fest. »Das gleiche wie bei den andern.«

»Schöne Bescherung«, knurrte Mike Hunter. »Da hätten wir gleich auf King’s Castle im Bett bleiben können.«

»Wir sollten Sie auf ein Zimmer bringen«, schlug der Lord vor.

»Oder legen wir sie dort auf die Couch. Ich lasse sofort ein Zimmer für sie herrichten.«

Mike und der Lord hoben Damona auf und trugen sie hinüber.

Indessen musterte Mc. Phearson den Butler skeptisch. Sein Verdacht von vorhin fiel ihm plötzlich wieder ein.

Langsam stellte Mc. Phearson sich neben den Butler. Ihm fiel auf, daß Coonz zuerst die Tasse des Lords gefüllt hatte.

»Nehmen Sie einen Schluck aus der Tasse des Lords!« raunte Mc.

Phearson ihm zu. Er wußte, daß er sich ebenso gut irren konnte, aber dieses Risiko gedachte er jetzt einzugehen. »Keinen Aufstand; oder ich schlage Ihnen die Zähne ein!«

Der Arzt wirkte entschlossen.

Phil sah ein, daß er verspielt hatte. Ihm blieb keine Wahl. Wenn es ein Schlafmittel war, dann würde er eines Tages auch wieder erwachen…

»Ich weiß nicht, was sie wollen«, murmelte er. Seine Hände zitterten. Er verschüttete etwas von dem Tee in Mike Hunters Untertasse.

»Keine Fragen! Trinken!«

Coonz setzte den Teekessel ab und stellte Mikes Tasse an Hunters Platz. Dann nahm er die Tasse des Lord zur Hand.

»Sie müssen verrückt sein«, murmelte er.

Dem Arzt fiel auf, wie aufgeregt sein Gegenüber war, auch wenn Coonz es überspielen wollte.

Plötzlich trat der Butler einen Schritt zur Seite, stolperte wie zufällig über den Stuhl des Lords und ließ die Tasse fallen.

Es klirrte, und das Geschirr zerbrach in fünf Teile.

»Sorry«, murmelte der Butler und bückte sich, um die Trümmer zusammenzusuchen. »Aber das wollte ich nicht.«

›*Heuchler*‹, dachte Steve Mc Phearson grimmig. Am liebsten hätte er Coonz jetzt einen Tritt verpaßt, aber das konnte er nicht, solange er nicht Gewißheit hatte.

Jedenfalls wollte er den Butler in Zukunft gründlich beobachten, das schwor er sich.

Coonz verließ das Zimmer. »Ich bringe eine neue Tasse«, sagte er dienstbeflissen.

Mc. Phearson wußte, daß im nächsten Tee bestimmt kein Schlafmittel mehr sein würde. Dazu war Coonz zu schlau.

Beiläufig glitten die Blicke des Arztes zum Schachbrett.

Erneut hatte sich die Situation gewandelt. Der König hatte sich zwischen einigen anderen Figuren verschanzt.

Der schwarze Läufer war abgezogen worden…

Mc. Phearson schüttelte den Kopf. Irgend etwas ging da nicht mit rechten Dingen zu…

***

Damona King fühlte, wie sich plötzlich eine bleierne Schwere über ihre Glieder senkte. Ihre Muskeln gaben nach, und ihr Körper sackte zu Boden.

Aber Damonas Geist war noch rege. Ihre Seele stand noch immer im Zimmer und bekam alles mit, was sich hier abspielte.

Sie stieß sich ab und schwebte zur Decke empor. Es war ein seltsam beschwingtes Gefühl in ihr. Sie hörte die Worte der anderen, sah, wie sie sich rührend um ihren Körper kümmerten und ihn auf eine Couch betteten.

Es war nicht das erste Mal, daß Damona Kings Geist das Gefängnis ihres Körpers verließ. Diese Körperaustritte waren irgendwie immer gleich, und doch war es jedesmal anders.

Damona fühlte sich frei. Wahrscheinlich hatte der Hexenstein die Trennung des Geistes vom Körper vollbracht, da die Seelen der anderen Schläfer bestimmt noch in ihren Körpern wohnten.

Jedenfalls sah oder spürte Damona nichts, was auf die Existenz weiterer freier Seelen hinwies.

Dafür entdeckte Damona King etwas anderes.

Feine grüne Fäden sponnen sich durch das Zimmer. Sie sahen aus wie Laserstrahlen und waren für normale Augen garantiert nicht sichtbar.

Damona sah, wie Mc. Phearson den Butler bearbeitete. Dabei bemerkte sie, daß aus den Köpfen der beiden Männer je ein grüner Strahl an die Decke ging, dort gebrochen und auf das Schachbrett geworfen wurde.

Der Strahl des Butlers endete in einem schwarzen Läufer. Mc.

Phearson stellte einen weißen Läufer dar.

Interessiert betrachtete Damona ihren eigenen, leblosen Körper.

Auch aus ihrem Kopf wies ein grüner Strahl an die Decke. Er endete bei einer Figur, die bereits geworfen worden war: die weiße Dame!

Damona zuckte zusammen.

Der Lord war über einen Strahl mit dem König des Schachspiels gekoppelt.

Auch aus den anderen Figuren schossen Strahlen gegen die Wände und die Decke und verschwanden dort. Hierbei handelte es sich um Figuren, deren Originale nicht im Zimmer waren.

Plötzlich wurde Damona die ganze Wahrheit in ihrer grausigen Deutlichkeit bewußt!

Hier wurde Schach gespielt! Schach mit lebenden Figuren!

Aber wer spielte?

Damona beschloß, dies sofort zu ergründen.

Aus jeder Figur floß noch ein zweiter grüner Strahl.

Dabei zogen sich die grünen Strahlen wie ein Spinnennetz aus Energie durch den Raum. Die weißen Figuren waren dabei von den schwarzen getrennt.

An der Decke flossen die Fäden zusammen und verdichteten sich zu einem großen Strang. Damona spürte, daß sie diesen Strang verfolgen mußte, wenn sie ans Ziel gelangen wollte.

Für einen kurzen Augenblick wurde Damona abgelenkt, als sie Mc. Phearson und den Butler beobachtete. Eben hatte Phil Coonz die Tasse zerbrochen.

Damona wußte, daß der Butler an ihrer Bewußtlosigkeit und an der Freisetzung ihres Geistes schuld war.

Trotzdem war Damona ihm dafür nicht gram. Es war das beste, was passieren konnte. In ihrem jetzigen Zustand konnte sie mehr für das Schloß und die Beeinflußten tun, als sie das in ihrem Körper gekonnt hätte.

Die Tochter der Hexe Vanessa King schwebte empor und beschloß, dem Mysterium auf den Grund zu gehen.

Ohne Schwierigkeiten schwebte sie an die Decke, durchstieß sie und folgte den beiden Energiesträngen.

Zunächst führten die Stränge senkrecht aus der Burg. Gleich darauf stand Damona auf dem Dach des Hauptgebäudes.

Jetzt vollführten die beiden Energiestränge einen halbkreisförmigen Bogen hinüber zum Westturm.

Sofort folgte Damona den beiden Strängen. Dabei hielt sie sich immer in der Mitte und bemühte sich, keinen der Stränge zu berühren.

Schließlich erreichte Damona die kleine Kammer im Westturm, in der ihr Onkel gelegentlich Schach spielte.

Nur daß heute nicht Paul Duncan of Chalktree gegen einen Gast spielte…

Zwei Magier saßen sich gegenüber und spielten um die Zukunft der Erde!

***

Sie brachten Damonas Körper in eines der Gästezimmer. Mike Hunter war etwas niedergeschlagen. So miserabel hätte er sich den Beginn der Feier bestimmt nicht vorgestellt.

Ein Hausmädchen machte sauber. Sie wirkte etwas bedrückt.

»Haben Sie etwas?« fragte Mike und bemühte sich, ein Lächeln aufzusetzen.

»Angst«, sagte die Blonde leise. »Ich weiß, wie Ihnen zumute sein muß. Meinen Freund hat es auch erwischt. Im Pferdestall. Er fiel einfach um.«

»Schlafkrankheit?« fragte Mike, obwohl er es schon wußte.

Die junge Frau nickte. Mike schätzte sie auf einundzwanzig. Sie mußte so alt wie Damona sein.

»Einen der Gäste habe ich auch schon gefunden«, redete das Mädchen weiter. »Ich frage mich, wann sie endlich wieder aufwachen.

Wenn doch endlich der Sanitätswagen käme!«

»Er ist verunglückt«, sagte Mike schwach und bereute den Satz im nächsten Augenblick, da er wußte, daß das Mädchen nun noch größere Ängste durchstehen würde.

»Wir haben den Wagen im Moor gefunden«, erklärte Damonas Freund. »Mc. Phearson und der Lord wissen Bescheid. Sie haben einen Polizeiwagen und ein neues Sanitätsfahrzeug angefordert.«

»Und die Sanitäter?« fragte das Mädchen.

»Tot«, erwiderte Mike, hütete sich jedoch, etwas von Campbells schrecklichem Ende und dem Moorwesen zu erzählen.

»Wie heißen Sie?« wechselte er das Thema.

»Christine Bernards«, stellte die junge Frau sich vor. »Meine Freunde nennen mich Chris.«

»Mike Hunter«, sagte der Generalbevollmächtigte des King-Konzerns. »Für Sie bin ich Mike.«

»Wie nett«, sagte das Mädchen, aber es klang nicht sehr erfreut, eher gelangweilt, dachte Mike, oder geistesabwesend…

Nachdem Chris die Betten gemacht hatte, kehrte sie den Fußboden. Obwohl sie zerstreut wirkte, war sie doch bei ihrer Arbeit überaus konzentriert.

»Ich hoffe, ich störe Sie nicht«, sagte Mike nach einer Weile. »An sich möchte ich noch etwas bei meiner Freundin bleiben.«

»Bleiben Sie nur«, sagte Chris. »Hoffen Sie aber nicht, daß sie erwacht. Es ist vergeblich.«

»Woher wollen Sie das wissen?« Mike war hellwach.

Doch Chris zuckte nur die Schultern.

»Ich weiß es eben.« Sie sah Mike durchdringend an. »Sie schweben in Gefahr«, sagte sie dann. »Ich fühle es.«

»Das bin ich gewohnt«, gab Mike zurück. »Seit ich Generalbevollmächtigter des King-Konzerns bin, gehören Gefahren zu meinen ständigen Begleitern.«

In diesem Augenblick kippte Christine Bernards übergangslos um.

Mike sprang auf. Hatte der Keim der seltsamen Schlafepedemie jetzt auch dieses Mädchen erwischt?

Als er sich bückte, wäre es fast um ihn geschehen gewesen.

Plötzlich drehte Chris sich auf die Seite. Ihre Augen waren geöffnet, und ein grimmiger Ausdruck stand auf ihrem Gesicht.

Da erblickte Mike den goldenen Dolch in ihrer Hand.

Das Mädchen holte zum Stich aus.

Aber Mike Hunter war schneller. Der trainierte Verbrechensbekämpfer in ihm reagierte sofort.

Seine Hand griff nach dem Handgelenk des Mädchens. Er drückte zu und zog Chris abrupt hoch.

»Sind Sie verrückt geworden?« Verärgert sah Mike sie an. »Was soll

das?«
Zuerst preßte sie die Lippen zusammen, daß sie weiß wurden.
Doch dann öffnete sie den Mund.
»Ich…« murmelte sie. »Ich kann nicht anders …«
Sie versuchte sich aus Mikes Griff zu entwinden, aber es gelang ihr nicht. Wie eine Schraubzwinge hielt Mike sie fest. Er wußte, daß er dem Mädchen Schmerzen zufügte, aber darauf konnte er keine Rücksicht nehmen. Nicht im Augenblick!
Ein seltsam stierer Ausdruck lag auf ihrem Gesicht. Es war fast so, als lauschte sie in sich hinein.
Bekam sie von irgendwoher Befehle? War sie nur eine Marionette, die aus irgend einer unbekannten Richtung gelenkt wurde?
Mike Hunter führte sie quer durch den Raum und drückte sie in einen Sessel. Noch immer hielt sie den Dolch zwischen ihren Fingern. Mike versuchte ihn ihr mit seiner anderen Hand zu entwinden, aber es gelang ihm nicht.
Interessiert betrachtete er den Dolch, der ihm fast zum Verhängnis geworden wäre. Es handelte sich um eine wertvolle, fein gearbeitete Waffe.
Chris Bernards Blick wurde wieder klar. Sie sah sich verwirrt um, erblickte den Dolch und sah dann Mike in die Augen.
»Ich kann nicht anders, verstehen Sie doch.« Ihr Gesicht sah gequält aus. »Tom stirbt sonst! Ich will, daß Tom wieder erwacht!«
Ihre Stimme klang weinerlich. Tränen flossen aus ihren Augen über ihre Wangen.
Da versteifte sich ihr Körper plötzlich. Sie sah Mike haßerfüllt an und bäumte sich auf.
Mike spürte, daß sie noch einmal zustechen wollte, nahm ihren anderen Arm und ließ den Arm mit dem Dolch los.
Sofort fuhr die Hand mit dem Dolch auf Mike herab.
Darauf war der Generalbevollmächtigte des King-Konzerns aber vorbereitet. Er nahm die andere Hand des Mädchens und brachte sie in den Weg des Dolches.
Ohne noch etwas dagegen tun zu können, stach Chris Bernards sich in ihren eigenen Arm.
Sie ließ den Dolch los und zuckte zurück. Der Dolch steckte in ihrem Oberarm. Ungläubig betrachtete Chris die Wunde.
»Was… – was habe ich getan?« hauchte sie.
Da versteifte sich ihr Körper. Ein Zucken erschütterte ihn noch, und Chris’ Lippen bebten. Dann kippte sie nach hinten. Ihr Körper sackte zusammen. Christine Bernards bewegte sich nicht mehr.
Mike Hunter atmete tief durch. Das war knapp gewesen.
Er fühlte den Puls des Mädchens und stellte fest, daß alles normal war.

Chris war zu einem weiteren Opfer der Schlafkrankheit geworden.

Mikes Blick streifte die wie tot daliegende Damona. Dann ging sein Blick zurück zu Chris.

»Jetzt gehe ich der Sache auf den Grund«, sagte er grimmig. »Hier ist nichts faul – hier stinkt es schon oberfaul!«

***

Steve Mc. Phearson hatte seine Beschäftigung für den heutigen Tag gefunden. Er wollte das Schachbrett nicht mehr aus den Augen lassen.

Es war, als spielten hier zwei Unsichtbare Schach. Aber war das nicht absurd?

Eben war die schwarze Dame geschlagen worden – von einem weißen Bauern.

Hinter dem Bauern war das Feld frei. Wenn sich der weiße Spieler beeilte, dann konnte er sich seine Dame zurückholen.

Aber wer war am Zug?

Wahrscheinlich weiß, da die schwarze Dame geschlagen worden war.

Grübelnd stand der Arzt vor dem Schachbrett. Es war eine höchst seltsame Konstellation, die sich seinen Augen bot.

Da kam Mc. Phearson unvermittelt ein verwegener Einfall!

Was würde geschehen, wenn er selbst in das Spiel eingriff?

Sofort setzte er seine Überlegung in die Tat um.

Der Arzt griff nach einem weißen Bauern und wollte ihn zwei Felder vorwärts bewegen.

Das gelang ihm auch, aber als er seine Hand wegnahm, rutschte der Bauer wieder in seine ursprüngliche Plazierung zurück.

Das gab es doch nicht!

Mc. Phearson wiederholte den Versuch, aber es geschah genau das gleiche.

Der Arzt veränderte eine andere Figur, aber auch diese bewegte sich zu ihrer Ausgangsposition zurück.

War das Schachbrett verhext worden?

Steve Mc. Phearson war zwar ein Schotte, aber er war auch und vor allem ein Mann der Wissenschaft und der Vernunft.

Irgendwie fiel es ihm schwer, an Hexerei und dergleichen zu glauben.

Ob am Ende jemand diese Figuren fernsteuerte? Aber welchen Sinn hätte das gehabt?

Die Situation wurde immer verfahrener. Mc. Phearsons Gedanken drehten sich im Kreis.

In diesem Augenblick betrat der Schloßherr das Zimmer, Paul Duncan of Chalktree sah niedergeschlagen aus.

»Ich sollte die Feier abblasen«, murmelte er. »Immer mehr Kranke sind zu beklagen. Zu allem Überfluß ist jetzt auch noch Chris

umgekippt!«
»Kommen Sie bitte mal her«, bat der Arzt den Lord. »Ich möchte, daß Sie sich das ansehen.«
»Was?« Der Lord trat näher.
»Fällt Ihnen an den Figuren etwas auf?«
»Ich weiß nicht.« Der Lord zögerte. »Haben Sie sich verändert?«
»Genau das! Und noch mehr! Ich habe gesehen, wie die Figuren sich selbsttätig bewegten!«
In diesem Augenblick betrat Mike Hunter den Raum. Er hatte die letzten Worte des Arztes noch vernommen.
»Was sagen Sie da?« fragte der ehemalige Versicherungsdetektiv.
»Passen Sie auf, ich zeige es Ihnen!« Der Arzt nahm einen schwarzen Läufer und plazierte ihn.
Sofort rutschte die Figur an ihren alten Platz zurück.
Mc. Phearson vollführte das gleiche noch mit zwei anderen Figuren – mit dem gleichen Ergebnis.
»Was sagen Sie jetzt?« fragte der Arzt.
»Das ist verrückt«, entfuhr es Mike. »Total verrückt! Noch nie habe ich sowas gesehen!«
Da fiel dem Arzt auf, daß der Lord urplötzlich bleich geworden war. Von einem Augenblick zum andern war sämtliche Farbe aus seinem Gesicht gewichen.
»Sie spielen wieder!« murmelte er. »Das ist doch unmöglich…!«
»Was ist los?« Mike Hunter verstand im Augenblick gar nichts.
»Ich hätte es wissen müssen«, murmelte der Lord weiter. »Warum bin ich nicht früher darauf gekommen!« Er schlug sich gegen die Stirn.
»Wissen Sie, wer die unsichtbaren Spieler sind?« fragte Mc. Phearson jetzt direkt.
»Ich denke es«, entgegnete der Lord noch etwas zittrig. »Aber ehe ich es erkläre brauche ich einen Schnaps!« Er ging zu einer kleinen Hausbar, die die Form eines altertümlichen Globusses hatte, und klappt den Deckel auf.
»Wollen Sie auch etwas?«
»Einen Bourbon, wenn es nichts ausmacht«, nahm Mike das Angebot an.
»Cherry Brandy«, sagte Mc. Phearson. »Aber spannen Sie uns nicht zu lange auf die Folter.«
Paul Duncan of Chalktree goß die Gläser ein und reichte die Getränke weiter. Er selbst nahm einen doppelten Scotch und kippte ihn auf einen Zug hinunter. Dann goß er sich nach.
»An sich ist Trinken ja nicht meine Art«, meinte er dann entschuldigend, »aber heute kann ich nicht anders. Gehen wir in die Bibliothek. Dort gibt es einen alten Folianten, der so einiges erklärt.« Er räusperte sich. »Ich hätte nie geglaubt, daß sich das alles mal

erfüllen würde…«

Sein Blick traf das Schachspiel. »Ich hätte das verdammte Ding im Turm lassen sollen«, murmelte er. »Aber ich Idiot mußte es ja unbedingt durch ein schöneres ersetzen!«

***

Damona sah sofort, daß hier in dieser kleinen Turmkammer die Quelle allen Übels saß. Obwohl sie die beiden alten Herrn nicht kannte, spürte sie doch sofort, daß es sich um zwei Magier handelte.

Die grünen Energiestränge endeten über den Köpfen dieser Männer. Vorher zweigten jedoch noch einige Strahlen ab und legten sich über die Figuren des Schachspiels.

Damona sah, daß der alte, weißbärtige Mann die weißen Spielfiguren führte. Schwarz gehörte dem anderen, finster blickenden Mann mit der Hakennase und dem schütteren Haar.

Es war der ewige Kampf zwischen Schwarz und Weiß – zwischen Gut und Böse.

Der Weißbärtige schlug mit einem Bauern die Dame des Gegners.

Auch er hatte seine Dame schon verloren und zog jetzt gleich.

»Zieh, Zankor«, sagte der Weißmagier und blickte den anderen intensiv an. »Du hast dich an meine Regeln zu halten, vergiß’ das nicht! Keine Toten, die direkt auf Schachzüge zurückzuführen sind, Unfälle ausgeschlossen. Ich glaube, du hast die letzte Klausel bisher etwas zu großzügig ausgelegt…«

»Schwätze nicht, Alter!« gab der Schwarzmagier zurück. »Wir beide sind Gesetzen unterworfen, die wir nicht vollständig unter Kontrolle bekommen können. Aber dein Einfall mit den Schläfern ist meiner Ansicht nach Idiotie!«

»Wie du meinst«, erwiderte Achillon grinsend. »Aber diesmal werden unsere Figuren nach dem Spiel jedenfalls wieder lebendig…«

»Wenn meine Horden die Erde überschwemmen, dann wird ihnen auch das nichts mehr nutzen«, knurrte der Magier und zog mit einem Springer. »Meine Horden warten schon…!«

»Ich habe es gesehen, und einige der Menschen leider auch«, tadelte der Weiße. »Du solltest in Zukunft vorsichtiger sein, Zankor. Außerdem war es nicht nötig, aus dem Sanitäter einen Untoten zu machen…«

»Er war mein zurückgewonnener Turm«, sagte Zankor beiläufig.

»Warum soll ich mir meine Figuren nicht auf meine Weise zurückholen, wenn ich schon einen Bauern an den Endpunkt bekomme?«

»Und meine Dame hat deinen Turm gleich wieder beseitigt«, winkte Achillon ab. »Trotzdem hätte das beinahe genügt, dich der Falschspielerei anzuklagen…«

»Was hätte es genutzt?« winkte Zankor ab. »Diesmal wirst du kein Unentschieden herausspielen, Achillon!«
»Abwarten«, blieb der Weißbärtige ruhig und zog seinen Bauern.
Damona fiel auf, daß er sich offenbar seine Dame zurückholen wollte.
Und diese Dame war sie selbst!
Ob der Weißmagier wußte, daß sich ihr Geist hier, ganz in seiner Nähe aufhielt?
Wohl kaum.
Die beiden Magier vollführten noch einige Züge, ohne jedoch weitere Figuren zu schlagen.
Plötzlich spürte Damona, wie ihr Geist von einer unsichtbaren Kraft angezogen wurde.
Von einem Augenblick zum andern war sie nicht mehr Herrin über ihre Bewegungen.
Es war einer der beiden grünen Stränge, der sie magnetisch anzog – der Strang des Bösen, der in Zankors Kopf endete!
Damona wehrte sich. Ihre ganze Kraft setzte sie ein, um nichtangezogen zu werden, aber es half nichts.
Jetzt berührte Damona bereits den grünen Strang. Obwohl sie körperlos war, glaubte sie ein permanentes Kribbeln zu fühlen.
Es war grauenhaft. Sie fühlte sich, als läge sie in einem großen Ameisenhaufen.
In diesem Augenblick sah Damona die beiden Magier immer größer werden. Ihr Geist – schrumpfte!
Dabei büßte Damona aber nichts von ihrer Intelligenzkapazität ein. Ihr Astralkörper wurde nur kleiner.
Da wurde sie auch schon von dem grünen Strang aufgesogen und in Zankors Gehirn transportiert.
Die Hölle tat sich vor Damona auf.
Plötzlich wurden all die Bilder, die sie vorhin im Nebel gesehen hatte, lebendig.
Zankors Gehirn war der Weg in seine Horrordimension! Der Eingang in eine Welt des Grauens!
Damona war gefangen!

***

Auf dem Weg zur Bibliothek zog Mike Hunter einen goldenen Dolch aus der Jackentasche und spielte mit ihm. Es dauerte nicht lange, bis der Lord darauf aufmerksam wurde.
»Eine hübsche Waffe«, sagte der. »Woher haben Sie sie?«
»Kennen Sie sie nicht?« wollte Mike sogleich wissen.
»Nein. Woher?«
Mike erzählte ihm, woher er die Waffe hatte. Zu Mc. Phearson

gewandt sagte er: »Sie werden Chris später nochmal untersuchen müssen. Eigentlich kam ich deswegen in den Salon. Ich habe sie aber bereits verbunden und verarztet, soweit meine Erste-Hilfe-Kenntnisse das zuließen.«

Mc. Phearson nickte. »Ich sehe später nach ihr.« Er wurde still und begann zu grübeln. »Eine merkwürdige Geschichte. Auf dieser Burg scheint langsam jeder verrückt zu werden. Erst der Butler – dann das Mädchen…«

»Der Butler?« wunderte sich der Lord. »Was ist mit ihm?«

Mc. Phearson äußerte seinen Verdacht.

»Ich wurde schon aufmerksam, als Coonz nichts von dem Beben bemerkt haben wollte«, erklärte der Arzt anschließend. »Und dann natürlich die Sache mit dem Tee…« Er zögerte und fuhr dann fort:

»Ich werde mir den guten Phil mal vornehmen. Später. Erst will ich wissen, was es mit dem Schachspiel auf sich hat!«

Sie erreichten die Bibliothek. Zielstrebig schritt der Lord auf ein Regal zu und entnahm ihm einen großen Folianten.

Rasch begann er darin zu blättern.

»Das ist die Chronik des Castle«, sagte er. »Im Jahr 1580 gab es hier in der Gegend *eine* große Schlacht zwischen zwei feindlichen Heeren. Die Legende besagt, daß die Heerscharen nur Spielfiguren auf dem Schachbrett zweier Magier waren…« Er blätterte, bis er die entsprechende Stelle fand. »Hier ist es – lesen Sie!«

Mike und Mc. Phearson machten sich über die Seiten her und verschlangen sie regelrecht.

»Interessant«, sagte Hunter schließlich. »Demnach könnte jetzt die Prophezeiung in Erfüllung gehen. Hier steht, daß sich das magische Spiel alle vierhundert Jahre wiederholt, wenn die gute Partei ein Unentschieden herausgespielt hat.«

»Wir schreiben das Jahr 1980«, sagte der Lord. »Ich hätte mir denken sollen, daß es sich so verhält. Mit der Feier meiner Silberhochzeit hat das alles demnach gar nichts zu tun.«

Mike nickte. »So ist es. Aber warum bewegen sich die Figuren auf dem Schachbrett von selbst?«

»Weil es früher im Turm stand«, erklärte der Lord. »Ich nahm das Spiel mit den Alabasterfiguren und stellte es herunter, weil ich das Turmzimmer verschönern wollte. Ich stellte einen neuen Schachtisch hinauf.«

»Dann spielen die beiden Magier mit dem neuen Spiel«, stellte Hunter fest. »Aber eine magische Verbindung zu den alten Figuren besteht offenbar noch, sonst bewegten sie sich nicht. Und wir Menschen hier auf dem Castle sind auch einbezogen«, murmelte er. »Wir sind Spielfiguren – lebende Figuren in einem magischen Schachspiel, dessen Regeln wir nicht kennen!«

»Deshalb die Schlafkrankheit?« fragte der Lord.
»Vermutlich.« Mike preßte die Lippen zusammen. »Aber dieses Mal haben die Schachspieler die Rechnung ohne ihre Figuren gemacht. Wir werden den Kerlen einen Strich durch die Rechnung machen!«
»Ich könnte mir Coonz vornehmen«, überlegte Mc. Phearson sogleich.
»Sehen Sie erst nach Miss Bernards«, schlug Mike vor. »Der Butler läuft Ihnen nicht weg.« Der Generalbevollmächtigte des King-Konzerns spielte mit dem Dolch. »Ich möchte wissen, woher das Mädchen dieses Ding hatte«, grübelte er.
»Das werden wir wohl erst erfahren, wenn sie wieder erwacht ist«, meinte der Lord. Dann wechselte er das Thema: »Und was wollen wir jetzt unternehmen?«
»Ich möchte mir den Turm ansehen«, entschloß sich Mike sofort.
»Die Treppe ist eingestürzt«, berichtete der Lord. Er erzählte von dem Beben.
»Das war Absicht«, erkannte Mike sogleich. »Die Magier haben sich abgekapselt. Sie wollen keine Menschen an sich herankommen lassen. Das Beben verursachten sie offensichtlich nur, um die Treppe einstürzen zu lassen…«
»Das klingt logisch«, stimmte der Lord zu. »Daran hätte ich denken können…«
»Ich sehe mir das ganze doch einmal an«, blieb Mike bei seinem Plan. »Vielleicht gelingt es mir mit einem Seil, dort hinaufzuklettern.«
»Und was wollen Sie machen, wenn Sie es schaffen und tatsächlich den Magiern gegenüberstehen?« Der Lord blickte etwas skeptisch drein.
»Mir wird schon etwas einfallen«, blieb Mike Hunter optimistisch.
»Zeigen Sie mir den Turm!«

***

Damona glaubte in einen tiefen Abgrund zu stürzen. Schreckliche Monster tauchten vor ihr auf und verschwanden wieder. Es waren gräßliche Momente.
Die junge Frau wußte nicht, ob alles nur Sekunden oder Stunden dauerte. Sie fühlte sich vollkommen desorientiert.
Eine seltsame Landschaft aus Kristallen wuchs vor ihr auf.
Es waren große, schwarze Kristalle, und sie wisperten. Ein ewiges Raunen ging durch diese Landschaft, und übertrug sich auf Damonas Gehirn.
Es war das personifizierte Böse, das in diesem Kristallwald wohnte.
Damona wußte jetzt, daß Zankors Gehirn das Dimensionengewitter ausgelöst hatte. Der Schwarzmagier bereitete sich insgeheim schon darauf vor, die Herrschaft über die Erde zu übernehmen. Dabei war er bisher etwas übereifrig verfahren und hatte Dimensionslücken

entstehen lassen.
Nach einer Weile erlangte Damona King die Oberhand über ihre Handlungen. Bald darauf vermochte sie sich wieder relativ frei zu bewegen.
Aber wohin sollte sie sich wenden, hier in dieser merkwürdig bizarren Umgebung, in der jeder Stein die Atmosphäre des Bösen verbreitete?
In einer Gasse sah Damona einen Wald mit Galgen, an denen Käfige hingen. In diesen Käfigen waren Menschen gefangen und klagten.
Damona wußte, daß sie nichts für diese armen Geschöpfe tun konnte. Wahrscheinlich handelte es sich um Menschen, die ihre Seele zu Lebzeiten dem Satan verschrieben hatten und jetzt dafür büßen mußten.
Irgendwie wurde Damona an Vogelkäfige erinnert, die an silbernen Ständern hingen – nur daß diese Ständer hier die Form von Galgen besaßen…
Damona sah zu, daß sie von diesem unglückseligen Ort wegkam.
Wenig später gelangte sie an einen Teich. Das Wasser war schwarz wie Erdöl, und seltsame Reptilien wälzten sich darin.
›Wenn ich nur wieder von hier wegkomme‹, dachte die Tochter der Hexe Vanessa flehend. Sie wußte, daß sie hier auf dieser Welt nichts zu suchen hatte, daß sie fremd war, ein Eindringling und ein Störfaktor.
Sie wußte nicht, daß das mit dem Störfaktor wörtlich zu nehmen war.
Gerade in diesem Augenblick wurde Zankor nämlich von wahnsinnigen Kopfschmerzen geplagt, die seine Konzentrationsfähigkeit trübten.
Aber der Schwarzmagier ließ sich nichts anmerken und spielte weiter.
Fieberhaft suchte Damona nach einem Ausweg aus dieser vertrackten Situation. Sie mußte auf ihre Realebene zurück. Aber wie?
Hinter dem Teich begann ein gigantischer Pilzwald. In dem Wald tummelten sich Schlangen mit Feuerköpfen und langen, gespaltenen Zungen.
Damona wanderte weiter.
Schließlich gelangte sie an einen zweiten See, dessen Wasser seltsamerweise hell und klar war.
Am Grund des Sees schimmerte eine Lichtquelle – es sah aus wie eine Sonne.
Ohne lange zu überlegen, sprang Damona in das Wasser und tauchte zum Grund hinab.
Plötzlich spürte der Astralkörper der jungen Frau einen Sog. Es war fast wie vorhin, als sie über das Gehirn in diese Fremddimension

gezogen worden war.

Gleich darauf sah Damona wieder das Turmzimmer. Jetzt blickte sie direkt auf das Schachbrett. Ihr gegenüber saß Achillon, der Weißmagier.

Gerade machte der Magier einen neuen Zug. Er brachte einen Läufer in die Nähe; eines schwarzen Springers.

Da wurde Damona plötzlich ihre neue Situation klar.

Sie saß in Zankors Gehirn und sah alles mit seinen Augen.

Der Schwarzmagier schien davon jedoch nichts zu ahnen.

Sofort kam Damona ein verwegener Gedanke: War es möglich, daß sie das Spiel beeinflußte?

Konnte sie Zankor so bearbeiten, daß er falsche Züge machte? Unkonzentriert war er ohnehin schon, das spürte Damona ganz genau.

Sofort wagte sie einen Versuch.

Ganz intensiv dachte sie an einen Bauern, der für das Spiel bedeutungslos war.

Prompt zog der schwarze Magier mit diesem Bauern.

Damona war zufrieden. Wenn es ihr gelang, Zankor weiterhin im Sinne des Weißen zu beeinflussen, dann war das Spiel schon gelaufen.

Im Augenblick war Zankor ihr willenlos ausgeliefert…

***

Steve Mc. Phearson vernahm Stimmen, als er vor Phil Coonz’ Zimmer stand.

Mit wem unterhielt sich der Butler?

»… betrogen«, klang die Stimme des Butlers an Mc. Phearsons Ohr. »Du versprachst mir, daß Chris mich wieder zu lieben beginnen wird – und was ist jetzt? Chris ist ebenso betäubt wie Thomas Fordedis!«

»Geduld«, erscholl ein piepsiges Stimmchen. »Irgendwann wird Chris auch wieder erwachen, und dann wird sie dich lieben! Ich sagte nicht, daß die Liebe des Mädchens von heute auf morgen für dich neu erwachen wird!«

»Betrug!« Phil wirkte erregt. »Das kommt davon, wenn man sich mit euch Finsterlingen einläßt! Belogen und betrogen wird man!«

Mc. Phearson vernahm einen harten Schlag, so als knallte ein Stock gegen eine Tischplatte.

Da entschloß der Arzt sich zum Eingreifen.

Abrupt öffnete er die Tür. Aber auf die Szene, die sich ihm nun offenbarte, war er nicht vorbereitet.

Mit einem Besen jagte Phil Coonz ein winziges schwarzes Männchen. Es war so klein, daß es eigentlich gar nicht existieren durfte.

Spätestens in diesem Augenblick glaubte Mc. Phearson an die Legende von den schachspielenden Magiern. Der Zwerg war real genug, um daran glauben zu können.

Noch hatte der Kobold den Arzt nicht bemerkt. Er floh vor Phil Coonz und rannte direkt auf Mc. Phearson zu.

Der Doktor brauchte sich nur noch zu bücken, dann hatte er den Zwerg auch schon. Er nahm ihn in die Faust und hob ihn hoch.

»Halten Sie ihn fest!« keuchte Coonz. »Ich werde ihm das Lebenslicht ausblasen!«

»Nichts werden Sie!« Behende drehte der Arzt sich um. »Jetzt gehe ich der Sache auf den Grund! Wenn Sie mir Ihre Erlebnisse beichten wollen, dann tun Sie sich keinen Zwang an, aber dieses winzige Wesen wird nicht umgebracht.«

»Er ist eine Kreatur der Finsternis!« Coonz wirkte jetzt überaus fanatisch. »Auch mich wollte er unter seine Kontrolle bringen. Er schaffte es sogar, daß ich Damona King betäubte…«

»Und den Lord wollten Sie auch betäuben«, ergänzte Mc. Phearson sofort.

Coonz neigte den Kopf. »Richtig. Jetzt weiß ich, daß es falsch war, und daß ich unklug gehandelt habe. Aber ich wollte Christines Liebe zurückgewinnen, und…« Die Worte sprudelten nur so aus Phil Coonz heraus. Rasch konnte sich der Arzt ein Bild von der ganzen Geschichte machen.

»Ihnen kann niemand einen Vorwurf machen«, sagte Mc. Phearson dann. »Sie waren blind vor Eifersucht, außerdem hat dieser Winzling da Sie genötigt. Was hätten Sie also tun sollen? Vielleicht hätte er Fordedis oder Chris wirklich getötet, wenn Sie nicht auf seine Forderungen eingegangen wären, wer weiß?«

Der Arzt setzte sich und blickte nun den Zwerg an.

»Was hast du nun zu deiner Verteidigung zu sagen, du verdammenswürdige Kreatur?«

Der Zwerg schwieg. Seine Augen sprühten vor Haß.

In diesem Augenblick schaffte der Buckelige es, sein Parcyl aus der Tasche zu ziehen und seinen linken Arm aus Mc. Phearsons Umklammerung zu befreien interessiert sah der Arzt auf den stecknadelkopfgroßen Stern. Das Bild wuchs vor seinen Augen und wurde größer und größer.

Der Arzt blickte in eine fremde Welt. Er sah Kristalle, Monster, leidende Menschen und – Damona King!

Steve Mc. Phearson zuckte zusammen. Die junge Nichte des Lord spazierte eben an einem Teich vorbei. Gleich darauf sprang sie in die Fluten und war verschwunden.

Aber noch eine andere Kraft ging von dem Parcyl aus. Es war nicht nur ein Fenster in eine andere Welt, sondern auch ein Seelenbanner.

Ehe Mc. Phearson sich versah, stand er am Rande eines Pilzwaldes. Die Umgebung des Schlosses war verschwunden.

Hatte seine Seele sich vom Körper gelöst?

Aber dieser Eindruck dauerte nur wenige Sekunden, dann befand sich Steve Mc. Phearson wieder in Phil Coonz Zimmer.

Jedoch hatte diese Sekunde der Abwesenheit dem Zwerg genügt, sich aus Mc. Phearsons Umklammerung zu lösen.

Ehe der Arzt erneut zupacken konnte, biß der Zwerg schon zu.

Eine winzige Wunde bildete sich an Mc. Phearsons Handrücken.

Sofort fühlte der Arzt, wie seine Glieder bleischwer wurden. Er konnte nichts mehr tun.

Mc. Phearson sackte zusammen, und seine Augen schlossen sich.

Von einer Sekunde auf die andere war er eingeschlafen.

Er sah nicht mehr, wie der Kobold den Butler noch einmal mit dem Parcyl anblitzte und ihm seine neu aufgekeimte Widerstandskraft raubte.

Dann verließ der Zwerg das Zimmer.

Willenlos folgte ihm der Butler.

***

»Wenn ich ein Seil zu der Zinne dort hinüberwerfe, dann könnte ich es schaffen!« Mike Hunter deutete auf den Westturm. Unterhalb des Raumes, den ihm der Lord als Schachzimmer angegeben hatte, existierte ein Vorsprung. Dorthin wollte Damonas Freund gelangen.

Hunter stand mit dem Lord auf einer Zinne am Dach des Hauptgebäudes. Der Nebel hatte sich etwas verflüchtigt, lag aber immer noch wie Watte über dem Moor.

Gelegentlich sah Mike die dunklen Moorseen dort unten aufblitzen, wenn sich eine Straßenlampe von Redwood-Town darin spiegelte.

Auch die Stadt war nur schwer zu erkennen. Nur der Burghof und die dort unten geparkten Autos waren deutlich zu sehen.

»Holen Sie mir ein Seil«, drängte Mike. »Ich versuche es. Wir dürfen keine Zeit mehr verlieren!«

»Wollen Sie es tatsächlich versuchen?« Der Lord sah skeptisch aus.

»Sie bringen sich in Lebensgefahr!«

»Reden Sie nicht.« fuhr Mike ihn an. »Holen Sie ein Seil! Den Rest lassen Sie meine Sorge sein!«

»Wie Sie wollen.« Der Lord gab sich geschlagen.

Während der Lord die Zinne verließ, blieb Mike abwartend stehen. Er zog den goldenen Dolch aus seiner Jackentasche und putzte sich die Fingernägel.

Die zierliche Waffe faszinierte ihn. So einen feingearbeiteten Dolch hatte er noch nie gesehen. Der Schmied dieser Waffe mußte ein wahrer Künstler gewesen sein.

Mike beabsichtigte diesen Dolch gegen die Magier einzusetzen.

Vielleicht half es etwas.

Außerdem hatte er noch eine gnostische Gemme und ein Kruzifix

eingesteckt – für alle Fälle…

Es dauerte nicht lange, und der Lord kam zurück. Er hielt ein festes, geflochtenes Seil in der Hand. Die Leine würde ausreichen, das sah Mike sofort.

»Sehr gut«, sagte er. »Genau das, was ich brauche. Geben Sie her.«

Mike griff nach dem Seil und knotete eine Schlinge fest.

Als dies erledigt war, holte Mike wie ein Lassowerfer aus. Der Lord ging vorsorglich in Deckung.

Mike Hunter ließ los und schleuderte das Seil. Es klappte nicht gleich auf Anhieb. Erst beim vierten Versuch legte sich die Schlinge um die Zinne des Westturms.

Der ehemalige Versicherungsdetektiv zog an, um zu prüfen, ob die Schlinge auch richtig saß. Alles war in Ordnung.

Nun knotete Mike das andere Ende um die Zinne, die direkt vor ihm lag. Er befestigte das Seil so, daß es sich in der Mitte etwas bog und leicht durchhing. Es war nicht gut, wenn es straff gespannt war.

»Sie könnten versuchen, einen Hubschrauber anzufordern«, sagte Mike zu dem Lord. »Immerhin besteht die Möglichkeit, daß ich es nicht schaffe, und, dann brauchen wir eine Ersatzlösung…«

»Ich würde sie lieber im Auge behalten«, überlegte der Lord skeptisch.

»Das ist nicht nötig«, blieb Mike hartnäckig. »Außerdem können Sie nach dem Telefonat wieder zu mir heraufkommen. Ich passe schon auf mich auf, keine Sorge.«

»Wie Sie meinen«, gab Duncan Paul of Chalktree sich geschlagen.

»Ich werde mich beeilen.«

»Tun Sie das.« Mike kletterte auf die Zinne und zog sein Jackett aus. Dann steckte er den goldenen Dolch zwischen die Zähne.

Einen Augenblick fürchtete er schon, einen Fehler gemacht zu haben. Der Dolch hatte Christine Bernards die Schlafkrankheit gebracht. Wenn nun über seinen Mund etwas von den Keimen übertragen wurde?

Aber glücklicherweise war das nicht der Fall.

Mike sah den Lord hinter einer Tür verschwinden, dann nahm er das Seil zwischen Hände und Füße und fing an, sich hinüberzuhangeln.

Zuerst ging alles ganz gut. Mike konnte ungefähr bis zur Mitte des Seiles klettern, ohne daß etwas passierte.

Nun hing er genau über dem Burghof. Unter ihm lauerte die gähnende Tiefe.

Da spürte Hunter plötzlich, wie das Seil zu schwanken begann.

Machte sich jemand daran zu schaffen?

Mike zog sich hoch und betrachtete die Zinne, von der aus er gestartet war.

Ein Mann stand dort. Er bearbeitete das Seil mit einem Messer!

Es war Phil Coonz, der Butler!

»He!« rief Mike entsetzt. »Sind Sie verrückt geworden?«

Der Butler sah nur kurz auf, dann machte er weiter. In diesem Augenblick wirkte er auf Mike wie eine Marionette, die er gewissermaßen ja auch war.

Mike wußte, daß er in akuter Lebensgefahr schwebte. Aber im Augenblick konnte er nichts dagegen tun.

Er hangelte sich weiter und versuchte so schnell wie möglich das andere Ende zu erreichen.

Rückzug hatte keinen Sinn! Nur der rasche Vormarsch ließ noch eine Rettungsmöglichkeit offen.

So schnell es ging hangelte Mike Hunter sich voran. Ihm blieb nicht mehr viel Zeit.

Da sah Mike plötzlich, daß das Seil auch vom anderen Ende aus bearbeitet wurde.

Auf der Zinne saß ein winziger, schwarzer Zwerg und nagte an dem Seil.

›Verloren!‹ zuckte es durch Mike Hunters Gehirn.

In diesem Augenblick hatte der Zwerg es geschafft. Das Seil riß an seiner Seite, und Mike stürzte in die gähnende Tiefe!

***

Damona King sah, daß ihr Eingreifen vorerst von Erfolg gekrönt war. Zwar hatte Achillon seinen weißen Läufer verloren, aber dafür hatte Damona Zankors ganze Strategie durcheinandergebracht.

Der schwarze Magier spielte ziellos – völlig desorientiert! Natürlich hatte Achillon die Veränderung im Verhalten seines Schachpartners bemerkt, aber er sagte nichts.

Der weiße Magier wirkte sehr konzentriert. Damona sah, daß er bald die Entscheidung herbeiführen würde.

Nur noch zwei Züge trennten Achillon vor der Rückgewinnung seiner Dame.

Damona wußte, daß sie dann ihre Zuflucht in Zankors Gehirn wieder verlassen mußte. Aber zu diesem Zeitpunkt war das ohnehin einerlei. Sie hatte Achillons Sieg den Boden bereitet.

Damona fragte sich, was der Weißmagier wohl gesagt hätte, wenn er gewußt hätte, daß er seine Dame die ganze Zeit; über besessen hatte. Hier – in Zankors Gehirn, war Damonas Position sogar besser als auf dem Spielfeld gewesen.

Damona ließ Zankor mit dem Springer ziehen. Ein Läufer und ein Springer bedrohten jetzt einen Bauern, der dem König etwas zu nahe gekommen war.

Damona ließ Zankors Figuren bewußt auf den Bauern los, da sie diese Figur als relativ unwichtig erachtete.

Sie wußte nicht, daß diese Spielfigur für ihren Freund Mike Hunter stand, sonst hätte sie bestimmt ganz anders gehandelt.
Beim nächsten Zug würde der schwarze Springer den Bauern werfen…
In diesem Augenblick zog Achillon seinen Bauern vor und tauschte ihn gegen seine Dame aus.
Im gleichen Augenblick wurde Damona aus Zankors Geist herausgerissen und in ihren Körper zurückgeschleudert.
Sie erwachte in ihrem Bett, und die Fensterscheibe ihres Schlafzimmers barst…

***

Als der Lord zurück auf die Zinne kam sah er, daß sein Butler sich anschickte, das Seil zu zerschneiden, das Mike Hunter in der Luft hielt.
»Halt!« rief er, doch Phil Coonz reagierte gar nicht. Da rannte der Lord auf seinen Butler los und sprang ihn an. Das wichtigste war, daß Coonz vom Seil abgelenkt wurde.
Duncan Paul of Chalktree war so auf Coonz konzentriert, daß er nicht bemerkte, wie auch am anderen Ende das Seil bearbeitet wurde, und daß es schließlich doch riß.
Er verabreichte Phil Coonz einen Faustschlag, daß dieser mit dem Kopf fast gegen eine Zinne knallte.
Da richtete der Butler sich auf und ging mit dem Messer auf den Lord los.
In diesem Augenblick bot Zankor im Turm gegenüber Schach!
Aber davon wußte keiner der beiden Kämpfer etwas.
Die kritische Phase des Spieles war eingetreten. Jeder der beiden Magier setzte alles daran, doch noch zu gewinnen…!
Glücklicherweise waren weder der Lord noch Coonz geübte Kämpfer. Ihre Kräfte waren in etwa gleich verteilt; mit dem einzigen Unterschied, daß Coonz ein Messer besaß.
Der Lord krümmte sich und wich zurück. Er durfte seinem Gegner keine Angriffsfläche bieten.
Sofort setzte Coonz nach. Er drängte den Lord über den freien Platz zur Tür zurück. Dahinter lag der Treppenaufgang.
Der Lord trat gegen Coonz’ Schienbein, und der Butler knickte ein.
Das verschaffte dem Lord eine kleine Atempause, die er zum Öffnen der Tür nutzte.
Aber Coonz war gleich wieder aktiv. Er humpelte weiter und hielt dabei das Messer zum Stoß erhoben. Schon holte er aus.
Lord Duncan Paul of Chalktree sprang zur Seite. Die Klinge des Messers bohrte sich in die massive Holztür.
Das Herz des Lord schlug bis zum Hals. Er wußte, daß ihm keine andere Wahl als allein der Kampf blieb.

Ehe der Butler das Messer erneut aus der Tür ziehen konnte, war der Lord schon bei ihm und rammmte ihm die Faust in die Magengrube.
Stöhnend knickte Coonz in sich zusammen, fiel auf die Knie und sprang sofort wieder auf.
Das war nicht normal!
Dem Lord wurde klar, daß Coonz von einer unheimlichen Macht beseelt war, die auf Schmerzen oder Gesundheit ihrer Spielfigur keine Rücksicht nahm.
Wie ein Gummiball federte der Butler wieder auf seine Beine und griff erneut an.
Jetzt hielt er seine beiden Hände gespreizt. Wollte der Butler seinen Herrn erwürgen?
Der Lord wich zurück, aber schon spürte er die kalte Mauer in seinem Rücken.
Da wußte der Lord, daß er handeln mußte, sonst war er verloren – und mit ihm vielleicht die ganze Bevölkerung der Erde!
Er griff nach einem Mauervorsprung und spreizte sich. Dann hob er die Beine und trat seinem Widersacher gegen den Bauch.
Nie hätte Lord Duncan Paul of Chalktree von sich selbst geglaubt, daß er so kämpfen konnte. Aber in gewissen Fällen war die Not eben der beste Lehrer.
Der Butler prallte zurück und sank in sich zusammen.
Dennoch sprang er gleich wieder auf.
Der Lord war jetzt auf die Tür zugelaufen und wollte im Treppenhaus verschwinden.
Da war Phil Coonz schon heran. Er nahm keine Rücksichten mehr.
Sich selbst schonte er am allerwenigsten. Ganz stand er jetzt im Bann der schwarzen Magie.
Das war sein Fehler – und sein Untergang!
Als Coonz angriff, trat der Lord lediglich zur Seite. Er stellte dem Butler ein Bein, und mit der ganzen Wucht seines Ansturms segelte Phil Coonz die Treppe hinunter.
Der Lord atmete auf.
Mühsam wankte er auf die Zinne zurück. Erst jetzt spürte er, was ihn der Kampf doch für Anstrengungen und Kräfte gekostet hatte.
Der Schloßherr wollte nach Mike Hunter sehen. Erschrocken stellte er fest, daß das Seil nicht mehr um die Zinne hing.
Es war gerissen!
Aber auch an der anderen Seite konnte der Lord nichts erkennen.
Wo war das Seil, und – wo war Mike Hunter?
Dem Lord wurde schwindelig, als er in die Tiefe blickte. Aber nicht aus Angst, sondern aus Sorge um Mike Hunter. Er fand den Freund seiner Nichte sehr sympathisch und bewunderte den Mut des Mannes.
Glücklicherweise entdeckte der Lord nichts, was auf eine Leiche

hindeutete. Nur einen Teil des Seils sah er noch, der an der gegenüberliegenden Zinne hing.
Es war der gleiche Fetzen, der auch hier an der anderen Zinne hing, vor der Duncan jetzt stand.
Der Lord drehte sich um und rannte zur Treppe. Er beeilte sich, weil er Gewißheit haben wollte.
Weiter unten lag der Butler. Blut sickerte aus seinem Mund.
Phil Coonz bewegte sich nicht mehr.
Mit einem flüchtigen Blick stellte Duncan Paul of Chalktree fest, daß das Genick des Mannes gebrochen war.
Der Schloßherr preßte die Lippen zusammen. Das war nicht nötig gewesen. Der arme Coonz war nur ein Werkzeug gewesen. Sein Beherrscher hätte ihn nicht gleich zu töten brauchen.
Resignierend lief Duncan weiter. Es war Zeit, daß dieser gräßliche Höllenspuk ein Ende fand!

***

Als das Seil nachgab, glaubte Mike Hunter, daß seine letzte Stunde gekommen sei.
Blitzschnell jagte er nach unten, in diese gähnende Tiefe, die er nicht überleben würde, wenn er erst aufgeprallt war.
Instinktiv klammerte Hunter sich an dem Seil fest. Noch hielt es an einem Ende.
Aber was war damit gewonnen? Im besten Fall zerschellte er an einer Burgmauer.
Tatsächlich kam die Mauer des Hauptgebäudes auch rasch näher.
Mike biß die Zähne zusammen, zwischen denen er noch immer den Dolch hielt.
Plötzlich wuchs die Mauer zu unermeßlicher Größe empor.
Da entdeckte Mike das Fenster.
Er flog direkt darauf zu.
Kaum hatte sein Gehirn den Eindruck verarbeitet, da krachte Mike Hunter auch schon durch die Glasscheibe und fiel ins Zimmer – genau auf das Doppelbett.
Er glaubte seinen Augen nicht zu trauen, als er Damona King sah, wie sie sich eben aufrichtete.
Glücklicherweise hatte man Christine Bernards aus dem Zimmer entfernt und auf ihr eigenes Zimmer gelegt, sonst wäre der Sturz nicht so glimpflich abgelaufen.
Aber Mike sollte trotzdem nicht als Schachfigur weiterexistieren…!
Die scharfe Schneide des Dolchs schnitt ihn in die Oberlippe. Der magisch verseuchte Dolch betäubte Mike sofort.

***

Damona mußte die Eindrücke erst verarbeiten, als sie erwachte.

Schließlich kam ihr Freund nicht jeden Tag wie Tarzan zum Fenster hereingeflogen.

Das Seil, an dem er gehangen war, hatte zu allem Überfluß nun endgültig nachgegeben. Es hing nach unten.

Damona holte es ein.

Sie sah den Dolch und reimte sich so einiges zusammen. Immerhin hatte sie in Zankors, Geist gelesen. Sie wußte, daß er den Dolch als Werkzeug einer seiner Figuren gegeben hatte.

War Mike diese Figur?

Damona konnte es sich nicht vorstellen. Viel wahrscheinlicher war, daß er jemand den Dolch abgenommen hatte.

Sie nahm die Waffe an sich und verließ das Zimmer. Das Seil nahm sie mit sich.

Unterwegs begegnete sie ihrem Onkel Fred Marc. Damona wußte, daß Zankor ihn als Springer eingesetzt hatte.

Als er angriff fackelte sie nicht lange und ritzte seinen Handrücken mit dem Dolch.

Sofort fiel er um und schlief ein.

Damona kümmerte sich nicht um ihn. Sie wußte, daß sie keine Zeit mehr verlieren durfte.

Sie rannte hinunter und hinaus auf den Hof.

Dort traf sie ihren anderen Onkel, den Schloßherrn. Er sah etwas verstört aus.

Die beiden Menschen unterhielten sich kurz. Duncan erfuhr von Damona, was mit Mike geschehen war, und Damona bekam mitgeteilt, was sich während ihrer Schlafperiode alles abgespielt hatte.

Da erst wurde Damona klar, daß Mike der Bauer gewesen war, den sie aus Unwissenheit in Gefahr gebracht hatte.

Heiß und kalt lief es ihr über den Rücken, als sie daran dachte, was alles hätte passieren können.

Damona besah sich den Turm und erkannte sogleich, daß es auch möglich war, von der Außenmauer aus hinaufzuklettern.

Sie brauchte nur das Seil, dann konnte sie sich von Erkerfenster zu Erkerfenster hangeln.

Damona zögerte nicht lange. Schon machte sie sich an den Aufstieg.

Es war gar nicht schwer und ging leichter, als sie gedacht hatte.

Kurz darauf erreichte sie die Zinne, die auch Mike hatte erreichen wollen.

Da erblickte sie den schwarzen Zwerg.

Für den Kleinen war es sicher leichter gewesen, hier heraufzukommen. Wahrscheinlich hatte er sich zwischen den Trümmern im Innern des Turmes einen Weg gebahnt.

Der Kobold hielt einen Stern in der Hand. Damona konnte davon jedoch nicht beeinflußt werden.

Sie war bereits in Zankors Dämonendimension gewesen. Diese Bilder vermochten sie nicht mehr zu bannen.

Ohne lange zu zögern, schleuderte Damona King den Dolch und durchbohrte den Zwerg.

Übergangslos löste der Winzling sich auf. Nur der Dolch und das winzige Parcyl blieben zurück.

Damona hob beides auf und betrat den Turm. Hier oben war noch alles erhalten geblieben.

Gleich darauf stand Damona King vor der Tür zum Schachzimmer und riß sie auf.

Verblüfft starrten die beiden Magier die Eintretende an. Damona schleuderte das Parcyl auf das Schachbrett. Sofort riß die Verbindung der grünen Energiefäden ab.

In ihrer menschlichen Existenz hatte Damona die grünen Energiefäden nicht mehr wahrgenommen. Erst als die Konzernerbin das winzige Parcyl an sich genommen hatte, war sie fähig gewesen, die Fäden erneut zu sehen.

»Du hast verspielt, Zankor!« sagte sie und schleuderte dem Schwarzmagier den Dolch gegen die Brust.

Das Metall bohrte sich dem Magier in das Herz.

Ein erstaunter Blick traf Damona, dann sank der Magier vornüber.

Im gleichen Augenblick löste er sich in grüne Energie auf und war verschwunden.

***

Achillon blickte Damona ernst an, dann schüttelte er den Kopf.

»Närrin«, murmelte er. »Wie kannst du es wagen, in den Ablauf des Großen Spiels einzugreifen?«

Damona verstand nicht, was der Weißbärtige meinte.

»Eigentlich hätte ich Dankbarkeit erwartet«, murmelte sie verblüfft.

Jetzt lächelte Achillon väterlich. »Gewiß bin ich dir dankbar. Ich habe gesehen, wie du als Astralkörper in Zankors Kopf für Verwirrung gesorgt hast. Der alte Idiot hat es nicht einmal bemerkt.« Achillon kicherte. »Aber wer bist du, daß du glaubst, über Gut und Böse herrschen zu können?«

»Ich bin Damona King«, stellte Damona sich vor. »Auf der Seite des Guten kämpfe ich gegen die Finsternis!«

»Gut gesprochen Damona«, sagte Achillon und erhob sich. »Aber in diesem Fall haben wir das Böse nicht bezwungen.« Er nahm das Parcyl, das noch immer auf dem Schachbrett lag. Der Dolch hatte sich zusammen mit Zankor aufgelöst.

»Sieh her, Domona«, meinte er. »Das Parcyl ist weiß. Zankor und sein dämonisches Reich existieren nicht mehr. Aber das Spiel gegen das Böse ist damit nicht beendet. Hätte ich Zankor besiegt, dann wäre das

Gute auf der Erde eingekehrt, und kein Dämon hätte diese Welt je mehr betreten dürfen. Aber nun, da du mir geholfen hast, werde ich wohl über kurz oder lang von einem anderen Dämon herausgefordert werden, und im Interesse der Menschheit muß ich diese Herausforderung annehmen…«

»Wer bist du?« fragte Damona plötzlich.

»Mein Name ist Achillon«, erwiderte er. »Ich bin einer der sieben Hüter der Menschheit, man nennt uns auch die Sieben Weisen. Ich kann dir nicht sagen, wo wir leben, Damona, aber vielleicht wirst auch du eines Tages zu uns gehören, dann, wenn einer der unseren abtreten mußte und Platz für neue Anwärter ist…«

Er nahm Damonas Hand, und plötzlich standen sie im Burghof.

»Auf Wiedersehen, Bezwingerin der Finsternis«, sagte er und war im nächsten Augenblick verschwunden.

Damona besah sich die Hand, die er gedrückt hatte, und in die er etwas hineingelegt hatte.

Es war das Parcyl…!

***

In dem Augenblick, als Damona King den schwarzen Zankor besiegt hatte, waren sämtliche Schläfer erwacht. Sie waren wie ausgetauscht. Egal, ob sie im Spiel für weiß oder Schwarz gestanden hatten, jetzt waren sie wieder alle die gleichen Menschen, die sie vorher auch gewesen waren.

Damona saß auf dem Bett in ihrem Zimmer und unterhielt sich mit Mike. Die beiden hatten Erlebnisse und Erfahrungen ausgetauscht.

»Eines ist mir noch unklar«, sagte Mike nach einer Weile. »Nein – eigentlich zwei Dinge…«

»Und die wären?« wollte Damona wissen.

»Wer der Zwerg war und was er im Spiel zu suchen hatte«, erwiderte Mike nachdenklich. »Außerdem möchte ich wissen, wer Zankors König gewesen ist.«

»Der Zwerg war ein Wesen aus Zankors Dimension«, antwortete Damona sofort. »Der Magier hat ihn selbst als Figur ins Spiel gebracht. Das intrigengewandte Kerlchen fungierte als Springer…«

»Und der König?« wollte Mike noch wissen.

»… war Zankor selbst«, antwortete Damona zu Mikes Überraschung. »Der Magier wollte in diesem Spiel unbedingt die Entscheidung herbeiführen, deshalb war er seine eigene Spielfigur. Er wollte gewinnen oder sterben.«

»Was ihm letztlich auch gelungen ist«, vollendete Mike sogleich.

»Die weiße Dame hat den schwarzen König besiegt. Ist das nicht glanzvoll?«

»Nein«, antwortete Damona zu Mikes Überraschung. »Leider hat die

Dame aus eigenem Antrieb gehandelt und wurde nicht geführt. Das Spiel ist ungültig. Zankor wurde besiegt, aber das Böse ist nicht von der Erde verbannt. Ich hätte die Regeln kennen müssen…!« Damona preßte die Lippen zusammen. Ihr Sieg wollte sie nicht so recht freuen.

Nachdenklich betrachtete sie das Parcyl, diesen seltsamen Stern, den Achillon ihr geschenkt hatte. Sie hatte es in ein Schmuckkästchen gelegt. Dafür hatte sie einen Ring entfernt.

Das weiße Sternchen lag auf blauem Samt und funkelte wie der Abendstern am Nachthimmel. Ein Stern des Lebens, ein Stern der Hoffung, oder ein Todesstern?

Damona wußte es nicht – noch nicht. Die Antwort darauf kannte nur Achillon.

Damona King dachte an den alten, weißbärtigen Mann, dessen Augen vor Güte geleuchtet hatten. Das Leben hatte sich in den Augen dieses sympathischen Mannes gespiegelt, das Leben in all seiner Schönheit, wie sie nicht von den dunkelsten Schatten der Nacht vertrieben werden konnte.

In diesem Augenblick wußte Damona, daß sie den Alten eines Tages wiedersehen würde. Vielleicht unter anderen Vorzeichen…

»Gehen wir«, sagte Mike und erhob sich. »Das Fest wird gleich beginnen. Und heute haben wir einen doppelten Grund zum Feiern, nicht wahr?«

Das Böse war geschlagen. Das Leben ging weiter…!

ENDE